Illustrierte Geschichte des Balkankrieges 1912/13

von Karl Aspern.

Druck und Verlag von Josef Habbel in Regensburg.

Illustrierte Geschichte des Balkankrieges 1912/13.

Illustrierte Geschichte
des
Balkankrieges
1912/13.

Von

Karl Aspern.



Regensburg.
Druck und Verlag von Josef Habbel.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Bulgarien, der Führer im Streite. Seine Vergangenheit 1
Die übrigen Völker des ersten Balkanbundes und die Türkei . . . 16
Die Kriegserklärung. Aufmarsch der Heere 35
Der erste bulgarische Vorstoß gegen Kirkkilisse 48
Einzelheiten aus der Schlacht bei Kirkkilisse und die Bedeutung des bulgarischen Sieges 58
Der Marsch der Serben nach Kumanowo und Üsküb 64
Die Schlacht von Lüle-Burgas und ihre Folgen 72
Adrianopel einst und jetzt 83
Die Belagerung Adrianopels 91
Der Vormarsch der Serben und Montenegriner. Die Griechen in Saloniki 102
Die Kämpfe an der Tschataldscha. Der Waffenstillstand 117
Die Unabhängigkeitserklärung Albaniens. Fruchtlose Verhandlungen in London 127
Der Staatsstreich in Konstantinopel. Wiederbeginn der Kämpfe . . 139
Die Ermordung des Königs Georg von Griechenland und des Franziskanerpaters Palitsch. Die Übergabe Skutaris an die Montenegriner 155
Der Friede von London. Das Fürstentum Albanien 165
Der Julifeldzug 1913 und der Friede von Bukarest 172



Zeittafel.

1912.

Oktober 8: Gemeinsame Note Österreich-Ungarns und Rußlands in Sofia, Belgrad, Athen und Cetinje, daß die Mächte energisch jede Maßnahme mißbilligen, die geeignet ist, einen Friedensbruch herbeizuführen, und jedenfalls an dem territorialen Status quo auf dem Balkan festhalten.

Oktober 10: Mitteilung Österreich-Ungarns, daß die Pforte die Absicht hat, die von den europäischen Großmächten gewünschten Reformen durchzuführen.

Oktober 14: Griechenland erklärt die offizielle Vereinigung mit Kreta.

Oktober 15: Abberufung der türkischen Gesandten in Athen, Belgrad und Sofia.

Oktober 17: Kriegserklärung Bulgariens an die Türkei nach voraufgegangenem Schutz- und Trutzbündnis zwischen Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland.

Oktober 22—23: Sieg der Bulgaren bei Kirkkilisse.

Oktober 23—24: Sieg der Serben bei Kumanowo.

Oktober 26: Einmarsch der Serben in Üsküb.

Oktober 28: Beginn der Belagerung Adrianopels durch die Bulgaren.

Oktober 29—31: Sieg der Bulgaren bei Lüle-Burgas.

November 7: Übersetzung der Wardarlinie durch die Griechen.

November 8: Erstürmung des Forts Papastepe durch die Bulgaren. Saloniki griechisch.

November 15: Gefangennahme Jawer Paschas und seiner Truppen.

November 17 und 18: Unentschiedene Schlacht an der Tschataldscha Linie.

November 28: Besetzung Durazzos durch Serben und Montenegriner. Verdrängung der Türken aus Monastir.

Dezember 3: Waffenstillstand an der Tschataldscha-Linie.

Dezember 4: Einzug Nazim Paschas in Konstantinopel.

Dezember 13: Beginn der Londoner Friedensverhandlungen.

Dezember 18: Seegefecht vor den Dardanellen.

Dezember 20: Erster Beschluß des Botschafterkongresses in London.

1913.

Januar 6: Abbruch der Friedensverhandlungen.

Januar 30: Ermordung Hassan Rizas in Skutari.

März 6: Eroberung Janinas durch die Griechen.

März 7: Märtyrertod des Franziskaners Palitsch.

März 18: Ermordung König Georgs in Saloniki.

März 22: Gemeinsame Note der Großmächte.

März 26: Fall von Adrianopel.

April 14: Waffenstillstand zwischen Bulgarien und der Türkei.

April 23: Eroberung Skutaris durch die Montenegriner.

Mai 14: Besetzung Skutaris durch die internationale Kontrollkommission der Großmächte.

Mai 30: Friedensschluß in London. Wahl des Prinzen Wilhelm von Wied zum Fürsten von Albanien.

Juni 30: Beginn des zweiten Balkankriegs. Gefecht bei Stip zwischen Bulgaren und Serben.

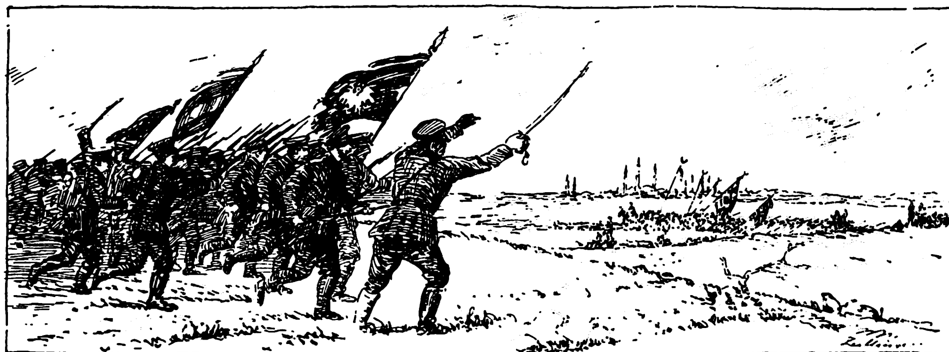
Juli 17: Hauptschlacht am Schwarzen Felsen — Niederlage der Bulgaren.

Juli 30: Waffenstillstand.

August 11: Friedensschluß zu Bukarest: Bulgarien tritt an Rumänien einen Teil der Dobrudscha mit Silistria bis zu der Linie Turtukri-Baltschik ab; Griechenland erhält Kreta, fast ganz Epirus und den größten Teil Mazedoniens mit Saloniki, Driran, Seres, Drama und Kawala; an Serbien fallen Monastir, Istip, Üsküb u. a.; an Bulgarien endlich die Gebiete von Strumnitza, Melnik, Xanthi und Dedeagatsch; auch Montenegro erhält einen Gebietszuwachs, aber ohne Skutari.

September 29: Friedensschluß zu Konstantinopel: Bulgarien gibt Dimotika, Adrianopel und Kirkkilisse an die Türkei zurück.





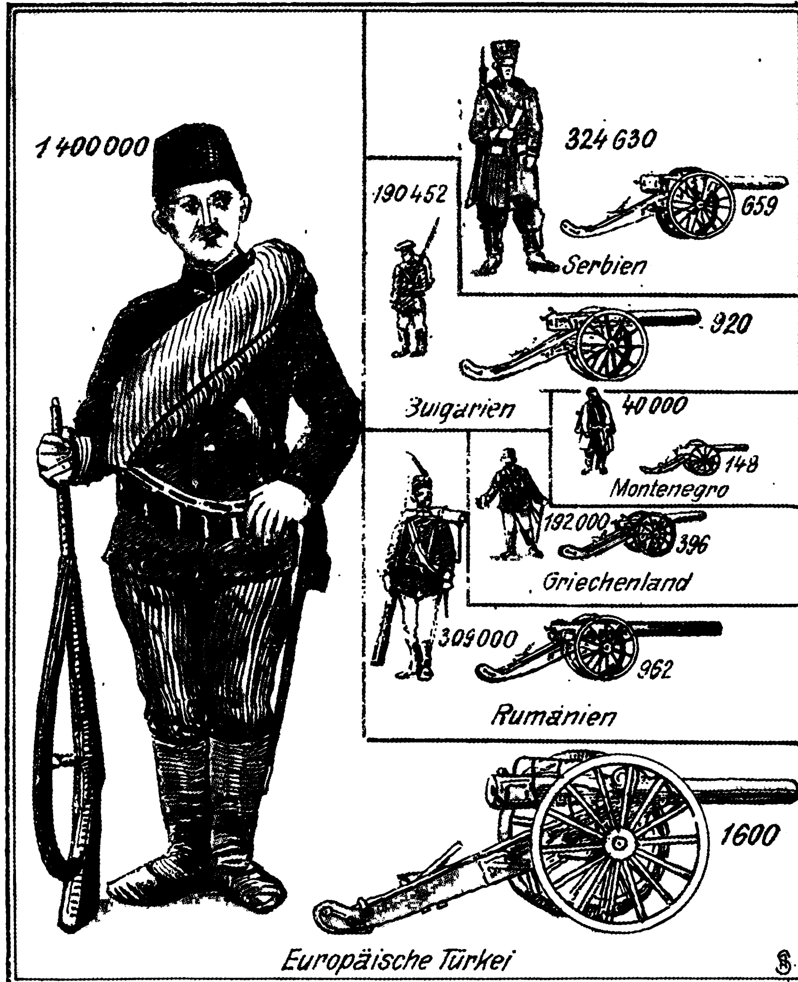
1. Kapitel.

Bulgarien, der Führer im Streite. Seine Vergangenheit.

Seit Jahrzehnten galt die Balkanhalbinsel als der Wetterwinkel Europas. Und jeder, der nur einigermaßen in der Politik Bescheid wußte, sah mit Schrecken den künftigen Weltbrand emporzüngeln, als es 1912 plötzlich hieß, Bulgarien habe im Bunde mit Griechenland, Serbien und Montenegro der Türkei den Krieg erklärt. Zwar kam es in der Folge auf Grund von Verhandlungen am Diplomatentisch noch einmal zu einem faulen Frieden. Aber die bereits entfesselte Kriegsfurie ließ sich nicht bändigen. Und auch ohne den Fürstenmord von Sarajewo wäre es unter den Südslawen zu neuen Unruhen gekommen, die sich nicht nur gegen den einen „kranken“, aber noch nicht ganz umgebrachten „Mann“ am Bosporus, sondern in noch viel stärkerem Maß gegen den andern an der Donau gerichtet hätten. Jedenfalls muß man die Bulgaren als erste Rufer und Führer im Streit betrachten, und so dürfte eine Darstellung ihrer geschichtlichen Entwicklung unerläßlich sein für alle diejenigen, die das Vorspiel des europäischen Krieges von 1914, den Balkankrieg, in seiner ganzen Tragweite kennen lernen wollen.

Das heutige Bulgarien war im Altertum von thrazischen Stämmen bewohnt und bildete einen Teil der römischen Provinzen Mösien und Thrazien. Im 5. Jahrhundert n. Chr. kamen Slawen in diese Gebiete, wurden jedoch bereits im 7. Jahrhundert von türkischen Bulgaren, eingewanderten Horden aus dem mittleren Asien, unterjocht. Das neue Volk begründete ein mächtiges

und gefürchtetes Reich, verschmolz jedoch allmählich mit den ursprünglichen rein slawischen Bewohnern völlig. Die Mischlinge nahmen schließlich das Christentum an und gerieten zu Beginn des 11. Jahrhunderts unter byzan=



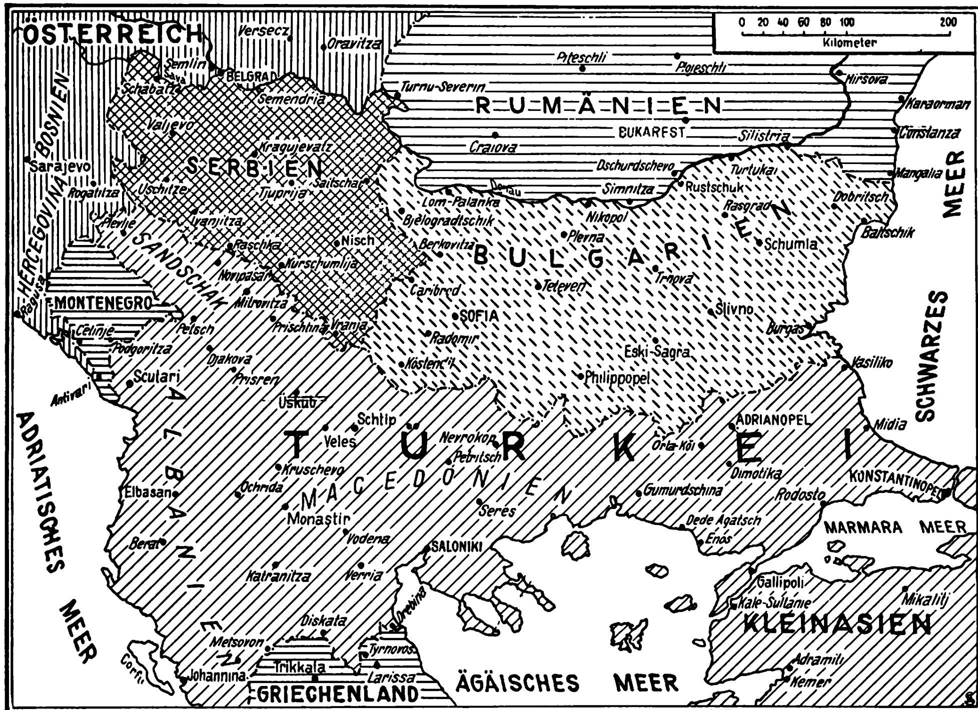
Die nominellen Kriegsstärken der Armeen der Balkanstaaten (Statistik).

tinische Herrschaft, wodurch sie ein Teil des gewaltigen oströmischen Kaisertums wurden, das in Konstantinopel seinen Sitz hatte.

Peter und Asen, zwei Walachenhäuptlinge, brachten 1186 einen Aufruhr zustande. Die Befreiung gelang und Bulgarien bildete nun bis auf weiteres

einen selbständigen, von einem Zaren regierten Staat. Unter Jovan Asen II. dem Großen (1218—1241) erlebte das Reich eine glänzende Blütezeit und erstreckte sich bis ans Schwarze und ans Adriatische Meer. Belgrad und Nisch, Küstendil und Adrianopel, Varna und Durazzo gehörten ihm an.

Aber dem türkischen Ansturm war auch diese stolze Macht nicht gewachsen. 1393 sank Bulgarien zu einer armseligen türkischen Provinz herab und eine



Der Schauplatz der Balkanwirren.

solche blieb es bis ins 19. Jahrhundert. Erst der türkisch-russische Krieg erzeugte eine Wendung.

Eine nationale Literatur hatte diesem Umschwung vorgearbeitet. Die Geschichte der bulgarischen Völker, Zaren und Heiligen des orientalischen Mönches Paisij (1762), war ein erster Alarmruf gewesen. Das Werk des Russen Venelin „Alte und neue Bulgaren" (1828) wirkte in ganz Europa und machte die Intelligenz der Kulturvölker auf Bulgarien aufmerksam. Bukarest wurde zum Herd einer jungbulgarischen Bewegung, die sich eigener Zeitungen bediente und durch die Rumänen eifrige Förderung erfuhr.

Anfangs kämpfte man gegen die griechische Vormundschaft in Sprache und Kirche. Diese selbst sollte eine bulgarische Nationalkirche sein, unabhängig vom Patriarchen Griechenlands. Nationale Schulen, von wohlhabenden Privatpersonen und Gemeinden ins Leben gerufen, erzogen die Jugend im freiheitlichen Geiste.

Nach und nach wucherte ein Netz völkischer Geheimbünde über das ganze Land. Und es wurden da und dort Versuche unternommen, auch in politischer Hinsicht Erfolge zu erringen. Die ersten Aufstände mußten jedoch, da schlecht und unvollkommen vorbereitet, von vornherein mißlingen.

Als die Russen im Frühling 1877 gegen die Türken marschierten, waren sie voll Siegeszuversicht. In einem Atem würde der Feind vernichtet sein. Aber die Widerstandsfähigkeit des morschen Reiches belehrte sie bald zu ihrem Schrecken, daß sie die Türken wesentlich unterschätzt hatten.

Den hochfahrenden Großfürsten und Befehlshabern der russischen Armee blieb keine andere Wahl, als sich entweder zurückzuziehen oder aber das beiseitestehende Rumänien um Hilfe anzuflehen. Sie verdemütigten sich also und gewannen in letzter Stunde die Unterstützung des jungen Donaufürstentums. Fürst Karol von Rumänien erhielt sogar den Oberbefehl vor der Entscheidungsschlacht bei Plewna. Es kam zu erbitterten Kämpfen. Der türkische Feldherr Osman Pascha hielt so lange er konnte mit Heldenmut diese wichtige Festung. Im Dezember 1877 mußte er jedoch mit seinen 38 000 Mann vor dem vereinten Ansturm der Russen und Rumänen kapitulieren. Auch der Schipkapaß wurde von den Türken preisgegeben. Fürst Nikita von Montenegro eroberte Antivari. Im Januar 1878 zogen die Russen in Sofia ein. Einige Tage später besetzten sie auch Adrianopel.

Das also „befreite“ Land Bulgarien glich freilich einer Wüste. Freund und Feind hatten darin mit den Ansprüchen von Willkürherrschern gehaust. Und die vielen russischen Frauenschänder führten sich durchaus nicht christlicher auf als die türkischen Erpresser. Anderseits verübten jetzt auch bulgarische Männer schändliche Greueltaten, sobald sie als Sieger türkisches Gut und Blut in ihre Gewalt bekamen.

Die Friedensbedingungen von San Stefano waren für die Türken geradezu niederschmetternd. Darnach sollte Bulgarien ein selbständiges, wenn auch tributpflichtiges Fürstentum bilden in einer Ausdehnung von Üsküb und Saloniki bis ans Schwarze Meer, also alle Gebiete umfassend, die entweder ganz oder teilweise von Bulgaren bewohnt waren.

Da jedoch fielen die neidischen Engländer dem Sieger aus dem Osten in die Arme und erreichten bei den Westmächten eine Revision durch den Berliner



Gesamtansicht von Tirnowa (Bulgarien).

Kongreß (1878). Die wichtigsten Ergebnisse lauteten: Unabhängigkeitserklärung Rumäniens, Serbiens und Montenegros, die bis dahin der Türkei tributpflichtig waren, Schaffung Ostrumeliens (eines autonomen Landes mit einem christlichen Gouverneur an der Spitze, politisch und militärisch jedoch von der Türkei abhängig), Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn, Einsetzung eines christlichen Fürsten im eigentlichen Bulgarien, das dabei ein Vasallenstaat der Türkei bleiben sollte. Die griechischen Ansprüche fanden bei den Diplomaten kein Gehör. Und das Vorhandensein einer mazedonischen und albanischen Frage ignorierte man einfach. So wurde die Lösung des orientalischen Problems keineswegs vorgenommen, sondern höchstens aufgeschoben. Großbulgarien erschien den leitenden Politikern auch in der Folgezeit lediglich als Utopie einiger überspannter Hitzköpfe. Und doch wurzelte das erträumte und ersehnte Ideal bereits tief genug in den Herzen der bulgarischen Intelligenz, die sich vorerst nur der Möglichkeit beraubt sah, ihm offen nachzustreben.

Der Berliner Kongreß hatte für den jungen Staat freie Fürstenwahl vorgesehen. Doch war man nicht sofort einig, wer den Thron besteigen sollte. Daher übernahm der russische General Fürst Dondukow-Korsakow die provisorische Regierung. Als steinreicher Mann, der es verstand, auch in Bulgarien zu leben und leben zu lassen, erwarb er rasch die Liebe des für Äußerlichkeiten empfänglichen Volkes. Und zudem reformierte er wirklich. Binnen Jahresfrist machte er aus einer Wüste ein bewohnbares Land, in dem Kirchen, Schulen, Bahnen, ja ganze Gemeinden gebaut wurden. Unter ihm kam schließlich auch eine Verfassung zustande, derzufolge der Fürstenthron erblich sein und eine Kammer (Sobranje) mit einem Staatsrat unter dem Vorsitz des Fürsten die Geschäfte der Verwaltung erledigen sollte.

Zum ersten Fürsten Bulgariens wählte die erste 1879 versammelte Sobranje den blutjungen Lieblingsneffen des russischen Kaisers, Prinzen Alexander von Battenberg. Dieser zog bald hernach, vom Sultan genehmigt, unter dem Jubel der Bevölkerung in der alten Krönungsstadt Tirnowa ein und nahm dann in Sofia, als in der eigentlichen Residenz, seinen Wohnsitz.

Offen und ehrlich, von seinem neuen Beruf geradezu begeistert, setzte der unerfahrene Prinz alle seine Kräfte ein, um sein Land glücklich zu machen und seinen Thron zu festigen. Es wäre klüger gewesen, er hätte sich mehr Zurückhaltung auferlegt und im übrigen mit der Rolle eines orientalischen Paradepotentaten begnügt.

Aber seine aktive Natur drängte zum Handeln. Schleichwege kannte er nicht. Die Falschheit und Hinterlist seiner Umgebung waren ihm ebenso unbekannt. Und so ging er sehr bald in die Falle, die ihm gemeine Intriganten bereitet hatten, zumal da er der Landessprache weder im Wort noch in der Schrift mächtig war und so niemand und nichts zu kontrollieren vermochte.

Als ihn selbst Rußland aufgab, dessen Bevormundung er als Souverän sich nicht gefallen lassen wollte, war er tot und begraben. Was nützte es dem



Sofia, die Hauptstadt Bulgariens.

schneidigen Offizier, daß er ein heimisches Heer aus dem Boden gestampft hatte, das im Kriegsfall Bulgarien den Bulgaren zu erhalten imstande war, wenn das Land selbst außer Rand und Band geriet. Eine Parlamentsauflösung folgte der andern. Ein Ministerium löste das andere ab. Und da das Volk bald merkte, daß der Fürst nur von seiner Zivilliste, also von bulgarischen Geldern lebte, so imponierte er niemand. Er fristete in der letzten Zeit seiner Regierung nur mehr ein Scheindasein.

Ostrumelien bereitete sich inzwischen auf eine große Revolution vor. Diese erfolgte im Herbst 1885. Die bisherigen Machthaber verließen schleunigst das

Land. Und damit war die Ruhe wiederhergestellt und Ostrumelien mit Bulgarien vereinigt.

Fürst Alexander hatte bereits die ganze Armee mobil gemacht, da er einen Einfall der Türken befürchtete. Die europäischen Großstaaten, vor allem Rußland, sahen auch nicht gerade freundlich drein. Und der Zar ließ sogar sämtliche in Bulgarien dienenden Offiziere seines Heeres zurückrufen und entzog dem eigenmächtig handelnden Fürsten dieses Landes den russischen Offiziersgrad.

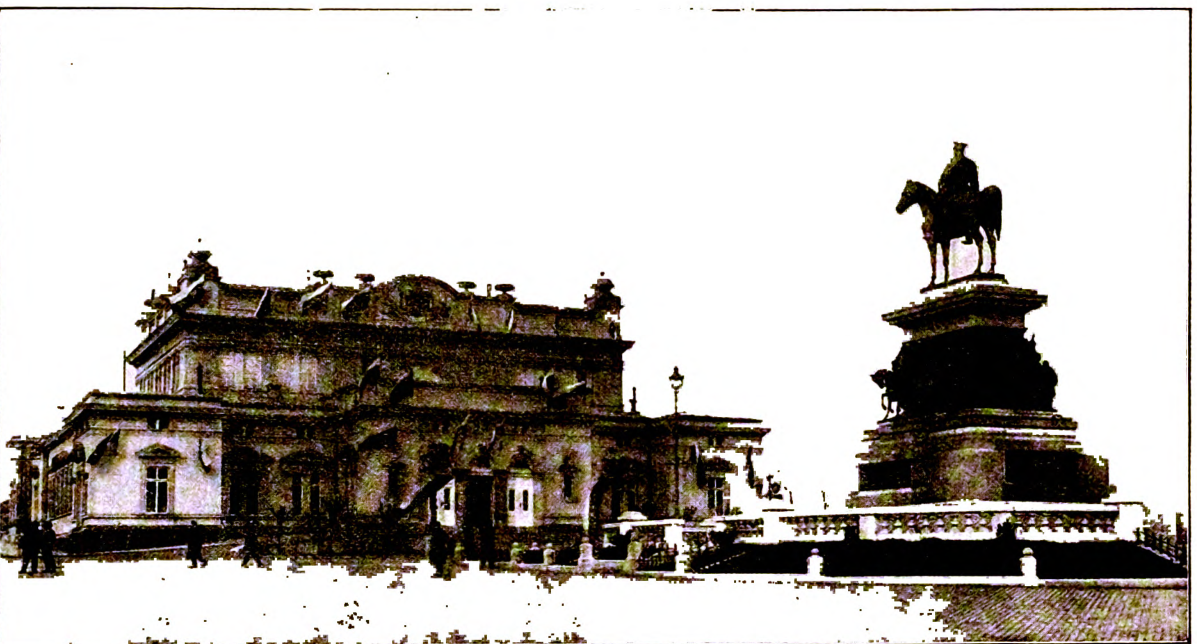
Die Türkei verhielt sich zu alledem merkwürdig ruhig. Sie erhob lediglich feierlichen Protest gegen die Vergewaltigung in Ostrumelien, dachte aber nicht daran, kriegerisch einzuschreiten. Sie blutete noch immer aus den Wunden der letzten Zeit und wollte Frieden haben.

Dagegen glaubte Serbien seine Stunde sei gekommen. König Milan gönnte dem Nachbarn die große Gebietserweiterung nicht und wollte sich auf seine Weise schadlos halten, indem er, von Rußland aufgemuntert, Anspruch auf Westbulgarien erhob und im Spätherbst 1885 der bulgarischen Regierung den Krieg erklärte.

Bulgarien war auf diese Wendung am allerwenigsten gefaßt. Nahezu die ganze Armee stand an der türkischen Grenze, um das neugewonnene Ostrumelien vor dem alten Besitzer zu schützen, und nun wurde sie von der Wehrmacht eines slawischen Brudervolkes heimtückisch und hinterrücks überfallen.

Die kolossalen Entfernungen, die schlechten Bahnverbindungen, für die überdies im ganzen nur vier bis fünf höchst mangelhafte Lokomotiven vorhanden waren, schlossen einen bulgarischen Erfolg von vornherein fast aus. Aber die tapferen bulgarischen Bauern, die um das Dasein ihres Volkes, um Haus und Herd kämpften, ließen den Mut nicht sinken. Wer nicht fahren konnte, natürlich stehend, denn die Sitzgelegenheiten reichten nicht aus, der marschierte. 40 bis 50 Kilometer Weges wurden täglich zurückgelegt, nicht etwa auf bequemen Landstraßen, sondern sozusagen in der Luftlinie, also durch dick und dünn, mit den praktischen „Opanken", wie die leichten und absatzlosen Holzschuhe der südslawischen Fußtruppen heißen. Unermüdet, frischem Kernmaterial gleich, zogen diese bulgarischen Soldaten wider Serbien ins Feld. Und auch das tat ihrer Kriegsbegeisterung keinen Abtrag, daß sie fast keine Führer hatten.

Durch die Abberufung aller russischen Instruktionsoffiziere herrschte empfindlicher Mangel an Offizieren in der bulgarischen Armee. Blutjunge, unerfahrene Leute kommandierten jetzt ganze Regimenter. Der Generalstabschef Petroff war 26 Jahre alt. Und im Hauptquartier des 28jährigen Fürsten



Die Sobranje (Parlament) in Sofia (Bulgarien).

zählte niemand über 31. Und so marschierte alles, ohne viel Kopfzerbrechen, Taktik und Generalstabskarten einfach drauf los. Den Feind beim Kragen nehmen und auf der Stelle tot machen, das erschien den jungen Helden als das Wichtigste und sie gingen sofort mit Feuereifer an die Arbeit.

Und diese undisziplinierten Bauernkolonnen siegten über einen anfangs in jeder Hinsicht überlegenen Feind. Die Schlacht von Sliwnitza, die mehrere Tage dauerte, entschied zu Gunsten Bulgariens. Als Sieger zog Alexander in Sofia ein. Selbst die Mohammedaner waren zufrieden und feierten mit, hatte ihnen doch der Fürst selbst volle Religionsfreiheit gewährleistet.

Serbien wäre in diesem Kriege vernichtet worden, hätte es nicht Österreich-Ungarn als seine Aufgabe betrachtet, das junge Staatswesen vom Untergang zu retten. Die Donaumonarchie drohte dem Fürsten Alexander mit den schärfsten Maßnahmen, falls dieser weitermarschieren und Belgrad besetzen sollte. Es kam daher zu einem raschen Waffenstillstand zwischen Serbien und Bulgarien. Und der Friede von Bukarest brachte dem Sieger nicht die kleinste Entschädigung. Gleichwohl fielen die Serben in der Folge von ihrem größten Wohltäter ab und lohnten Österreich-Ungarn nur mit dem bittersten Undank.

Aber auch die Bulgaren kannten das menschliche Gefühl der Dankbarkeit noch lange nicht. Unter dem Einfluß des rollenden russischen Rubels rotteten sich in der nächsten Umgebung des Fürsten Verschwörer zusammen, die ihn eines Nachts — es war der 9. August 1886 — im Schlaf überfielen und zur Abdankung zwangen.

„Gott schütze Bulgarien," waren die letzten Worte, mit denen der edle Battenberger sein Land verließ, während die provisorische Regierung, aus eitlen, rohen und unfähigen Menschen zusammengesetzt, sich in der Sofiater Residenz häuslich einzurichten begann.

Freilich auch die Tage der Verschwörer waren gezählt. Der tatkräftige Stambulow, der einzige Mann im Lande, der nicht bloß die Rede, sondern auch Armee und Volk meisterhaft beherrschte, organisierte die Opposition in ganz Bulgarien, die in kurzer Zeit die Anhänger der provisorischen Regierung niederwarf und Alexander aufforderte, neuerdings den Thron zu besteigen.

Der Fürst kam auch wirklich, aber er beging den Fehler, russische Hilfe zu erbitten, denn er mißtraute dem wiederhergestellten Frieden in Lande. Diese Verdemütigung hätte er sich sparen können. Der Zar lehnte jede Unterstützung glattweg ab. Und so trat Alexander nunmehr freiwillig zurück. Bulgarien hatte seinen ersten Regenten endgültig verloren. Der hochbegabte Mann war dem Schicksal nicht gewachsen gewesen, nicht er zwang es, das Verhängnis zwang ihn.

Der Prinz von Battenberg, wie er von jetzt ab wieder hieß, zog sich von der Politik ganz zurück, heiratete bürgerlich, eine Schauspielerin, und starb 1893 in Graz als österreichischer Generalmajor.

Stephan Stambulow, nach der zweiten Abdankung des Fürsten völlig Herr im Lande, obgleich sein Vater ein ganz gewöhnlicher Gastwirt in Tirnowa gewesen war, regierte majestätisch. Die bulgarischen Bauern genierte das nicht. Und Stambulow hätte sich auch durch nichts aus der Fassung bringen lassen. Er besaß eine Diktatornatur wie Napoleon und treffliche Genossen wie Popoff, der mit eiserner Faust das Kommando über die Truppen der Hauptstadt führte, und Radoslawow, seinen wenn auch noch sehr jugendlichen Ministerpräsidenten.



König Ferdinand von Bulgarien.

Stambulow war Gewaltmensch und so schuf er sich beständig Feinde über Feinde. Ein Aufstand folgte dem andern. Und wenn auch seine Bluturteile gegen die Hochverräter im Interesse des staatlichen Fortbestandes geradezu geboten erschienen, auf die Dauer konnte er sich durch sie nicht halten. Das Volk wollte wieder einen Fürsten. 1887 wurde der katholische Prinz Ferdinand von Koburg-Kohary, diesmal ein reicher Grandseigneur, zum Beherrscher Bulgariens gewählt.

Der 26jährige ungarische Honvedleutnant und begeisterte Naturfreund war außer in der Wiener und Pester Gesellschaft und bei einigen Zoologen kaum jemand näher bekannt. Alexander, der Battenberger, hatte von Wissenschaft u. dgl. nichts verstanden, er war nur Soldat, „ein Bücherwurm und Gelehrter" wurde sein Nachfolger.

Von Rußland hatte Ferdinand jedenfalls nichts zu erwarten als böse Intrigen und Hemmnisse aller Art. Der Zar erhob sogar Protest wider ihn, da die Fürstenwahl ungesetzlich erfolgt sei. Ungesetzlich war sie schon deshalb, weil Rußland dabei seine Hand nicht im Spiele hatte.

Aber dieser anfangs von allen Diplomaten und an allen Höfen mit größtem mißtrauischen Zweifel aufgenommene neue Souverän war ein Genie. Aus dem unscheinbaren Fürsten von Bulgarien entwickelte sich in der Folge eine der machtvollsten Herrschererscheinungen der neuesten Zeit überhaupt.

Diplomat vom Scheitel bis zur Sohle, verstand er es verhältnismäßig bald, nicht nur der inneren Wirren Herr zu werden, sondern auch im Rate der Völker eine Rolle zu spielen, die selbst von den größten Mächten Europas beachtet wurde. Dabei leistete er eine gewaltige Kulturarbeit. Aus den reichen Mitteln seines Hauses errichtete er Schulen, Sammlungen u. ä. m.

1893 heiratete Ferdinand die gleichfalls reiche Prinzessin Luise von Parma, wodurch er seinem Volk nicht nur eine Landesmutter, sondern auch neue Millionen verschaffte. Den 1894 geborenen Thronerben Boris ließ er orientalisch-orthodox taufen und erziehen, wodurch er in der katholischen Welt allerdings Befremden erregt, aber um so fester mit dem religiös nicht-unierten Bulgarien zu verwachsen hoffte. Zudem bahnte er eine Aussöhnung mit dem orthodoxen Rußland an. Das gelang ihm denn auch vollständig. Der Zar übernahm sogar die Patenschaft des Täuflings.

Aber Ferdinand strebte weiter. Er kannte sein Volk. Er wußte, daß nicht bloß ein unabhängiges Zarentum Bulgarien, sondern auch ein mächtiges Großbulgarien der Herzenstraum seiner Untertanen war. Das erste konnte er leichter erreichen als das zweite.

Friedlich verständigte er sich mit den Mächten, vor allem jetzt wieder mit Österreich-Ungarn, auf dessen Schaukelpolitik er bereitwilligst einging. 1908, als die Besitzergreifung Bosniens und der Herzegowina durch die Monarchie in feierlicher Weise erfolgte, ließ er sich gleichzeitig als König von Bulgarien ausrufen, nahm den Zarentitel an und begab sich zur Krönung nach Tirnowa.

In dieser Zeit erfolgte eine merkwürdige Abkühlung des russischen Freundschaftsverhältnisses. Man wußte oder ahnte in Petersburg, wohin der neue Zar im Süden den Flug seiner Gedanken lenkte, daß er auf dem Balkan bald dasselbe bedeuten wollte, was der König von Preußen im Deutschen Reich.

Eine südslawische Großmacht, unter Bulgariens Führung, am Ende gar mit dem Sitz in Konstantinopel, war für Rußland, das einzig und allein über alle slawischen Völker des Erdballs herrschen wollte, von vornherein eine

Utopie, deren Verwirklichung um jeden Preis verhindert werden mußte. Zunächst freilich machte es gute Miene zum bösen Spiel, indem es immer noch hoffte, Ferdinand klein zu kriegen und in einer Abhängigkeit zu erhalten, die er längst schon abgeschüttelt, ja innerlich nie geduldet hatte.

Für die Liebesabenteuer der in dieser Hinsicht berüchtigten Balkanfürsten besaß der Bulgarenkönig kein Organ. Er sah auf ein geordnetes Familien-



Königin Eleonora von Bulgarien.

leben und heiratete nach dem frühen Tod seiner ersten Gemahlin die Prinzessin Eleonore von Reuß-Köstritz. Das heimische Publikum sollte nicht munkeln, die Auslandspresse keine Skandalgeschichten vom bulgarischen Hofe berichten dürfen. Er sah überall auf Zucht und Ordnung. Und sein eigenes Haus gedachte er als Vorbild hinzustellen fürs ganze Reich.

Und dieses Reich blühte und hob sich von Jahr zu Jahr. Die ursprünglich überaus traurigen Finanzen wurden unter Mitwirkung französischer Banken geordnet und befestigt. Eine Landesuniversität in Sofia, von Stambulow ins

Leben gerufen, sorgte für die kulturelle Aufzucht einer höheren Intelligenz. Die alte Volkspoesie und Volksprosa wurde gesammelt und neu herausgegeben. Es entwickelte sich sogar eine neue bulgarische Literatur. Und Geschichtsschreiber suchten die Kenntnis der nationalen Vergangenheit zu bereichern und zu vermitteln.

Stambulows, des größten heimischen Staatsmanns Ende, war freilich mehr als traurig. Nach der von ihm veranlaßten Hinrichtung des aufständischen Mazedonierhäuptlings Panitza konnte er infolge der vor allem in Mazedonien herrschenden Auffassung der Blutrache keinen Tag mehr seines Lebens sicher sein.



J. E. Geschow,
bulgarischer Ministerpräsident.

Bereits 1891 entging er nur durch einen Zufall einem Mordanschlag, dem an seiner Stelle sein Kollege im Finanzministerium zum Opfer fiel.

1894 überwarf sich Stambulow auch mit dem neuen Fürsten selbst. Er mußte als Ministerpräsident demissionieren und galt fortan als politisch verdächtig.

Ein Jahr später wurde der ehedem so gefeierte Liebling des Volkes auf offener Straße überfallen. Mazedonierhände massakrierten ihn.

Ob auch leitende Politiker Sofias an diesem Blutgericht mittelbar beteiligt, ob der Fürst selbst, wie die Witwe vor ganz Europa die Anklage erhob, darum gewußt, wer möchte das beweisen? Über gewisse Verdachtsmomente ist man bisher nicht hinausgekommen.

Vor Ausbruch des Balkankrieges umfaßte Bulgarien ein Gebiet, das im Flächeninhalt dem von Bayern und Tirol gleichkam, und zählte rund 4½ Millionen Einwohner, darunter ½ Million Türken, weit über hunderttausend Zigeuner, viele Juden, Griechen, Rumänen usw., ja auch einige tausend Deutsche. Getreidebau und Viehzucht waren am stärksten entwickelt.

Die allgemeine Dienstpflicht vom 20. bis zum 46. Lebensjahr ermöglichte die Aufstellung eines verhältnismäßig großen Heeres, dessen äußerste Kriegsstärke 500 000 Mann erreichte.

Sogar eine kleine Flotte stand dem so wacker aufstrebenden und auf seine Größe bedachten Staat zur Verfügung.

Allenthalben wurde eifrig gerüstet. Die Bulgaren besaßen nicht nur die ausdauerndsten Mannschaften, sondern auch die besten Kanonen und Gewehre. Sie waren auf jeden Schlag vorbereitet, mochte er kommen von wo auch immer. Und als die Saat reif war, griffen sie selbst zur Sichel, um zu ernten. Der Balkankrieg war ihr Werk. Nur wurden sie, wie schon einmal, von Serben und Russen daran gehindert, den vollen Lohn ihrer Arbeit zu gewinnen. Großbulgarien blieb nach wie vor ein — Traum!





2. Kapitel.

Die übrigen Völker des ersten Balkanbundes und die Türkei.

Serbien war wie Bulgarien ursprünglich von thrazischen Völkerstämmen bewohnt. Im 7. Jahrhundert kamen Slawen aus Nordost und besiedelten das Land. Im 11. Jahrhundert bemächtigte sich das byzantinische Kaiserreich, das damals von Konstantinopel aus einen großen Teil Europas ständig in Atem hielt, des ganzen Gebietes. Bald hernach errangen die Serben die alte Freiheit wieder, ja erweiterten ihr Gebiet in der Folgezeit, indem sie Mazedonien, Thessalien, Nordgriechenland und Bulgarien dazu gewannen. Aber in der blutigen Schlacht auf dem Amselfelde (1389) ging alles an die Türken verloren. Der Sultan dehnte seine Herrschaft bis über die ungarische Grenze aus. Und da er selbst Wien bedrohte, war an eine Wiederherstellung des serbischen Reiches für lange hinaus nicht zu denken.

Erst Prinz Eugen, der große deutsche Feldherr, pflanzte die Fahne des Kaisers siegreich auf den Wällen von Belgrad auf (1717). Seither versprachen sich die Serben Rettung und Freiheit von Österreich.

Und in der Tat wäre die 1804 von Georg Petrowitsch oder Kara (Czerni) Georg („Schwarzer Georg) organisierte Aufstandsbewegung für immer kläglich zusammengebrochen, wenn man nicht von Wien aus durch moralische und finanzielle Unterstützung den Führer weiter auszuharren ermuntert hätte.



Vornehme Serbin.

Rußland dagegen versprach, wie immer, mehr als es hielt. Es hatte zwar Truppen nach Serbien gesandt, die Kara Georg beistehen sollten, zog diese jedoch 1812 im entscheidenden Augenblick zurück. Daraufhin unterwarfen die Türken das fast schon verlorene Land wieder vollständig, zwangen Petrowitsch in die Verbannung zu gehen und herrschten erst recht mit drakonischer Strenge.

Doch die Seele des Aufstandes konnten sie nicht unterdrücken. Ein zweiter Rebellenhäuptling, Milosch Obrenowitsch, kämpfte mit größerem Erfolg für die Freiheit seines Volkes und erreichte schließlich 1816, daß ihn die hohe Pforte als serbischen Vasallenfürsten anerkannte. 1827 wählte ihn die Nationalversammlung von Kragujewatsch zum erblichen Alleinherrscher.

Die Herrschaft wechselte in der Folge zwischen den Häusern Obrenowitsch und Karageorgjewitsch, die einander durch gedungene Mörder zu vernichten trachteten.

Von 1842 bis 1858 regierte Karageorgs Sohn Alexander. Dann kamen wieder die Obrenowitsch an die Reihe. Milan IV., Fürst seit 1868, begann, von Rußland aufgestachelt, einen Krieg wider die Türken, unterlag jedoch und verdankte es lediglich Österreich-Ungarn und anderen Großmächten, daß der Friedensschluß 1877 zu keiner Schmälerung des serbischen Gebietsumfangs führte.

Im darauffolgenden russisch-türkischen Krieg griff er jedoch neuerdings zu den Waffen. Und jetzt erlangte er auf dem Berliner Kongreß (1878) die völlige Unabhängigkeit seines Landes, allerdings nur scheinbar. Denn aus einer Satrapie der Türkei wurde Serbien ein Vasallenstaat Rußlands. Offen eingestehen wollten dies allerdings weder der Zar noch der Serbenfürst, der 1882 sogar den Königstitel annahm.

1885 führte Serbien, eifersüchtig auf Bulgariens Erfolge und Gebietserweiterung in Ostrumelien, einen erfolglosen Kampf mit seinem slawischen Nachbarn. In der dreitägigen Hauptschlacht bei Sliwnitza unterlegen, bei Pirot endgültig niedergeworfen, mußte Milan froh sein, als ihm der Bukarester Friede von 1886 Leben, Land und Krone ließ. Doch fühlte er sich vor seinen Untertanen nicht mehr sicher genug und dankte daher 1889 zugunsten seines Sohnes Alexander ab, um als Lebemann in Paris und Monte Carlo von den Renten seines armseligen Reiches und Börsenspekulationen ein abenteuerliches Dasein zu führen.

Der Apfel fiel nicht weit vom Stamm. Und Alexander geriet seinem Vater nach. Die inneren Wirren nahmen an Heftigkeit zu, als dieser seine Geliebte Draga Maschin durch Heirat zur Königin machte.

Eine große Verschwörung unter Mitwissen des Kronanwärters Peter Karageorgjewitsch, der inzwischen am Genfersee als Privatier gelebt hatte, führte zur Ermordung des Königspaares (1903). Gleichzeitig fanden mehrere Anhänger Alexanders ein blutiges Ende.

Nach dem Tode des letzten Obrenowitsch bestieg Peter den Thron. Die Kriegs- und Mörderpartei, deren williges Werkzeug er auch weiterhin blieb, veranlaßte 1908 infolge der Einverleibung Bosniens und der Herzegowina in die österreichisch-ungarische Monarchie heftige Kundgebungen wider das Nachbarreich und bedrohte durch leidenschaftliches Agitieren in den Nachbarländern und maßloses Rüsten den europäischen Frieden. Noch einmal wurde die Gefahr abgewendet.



König Peter I. von Serbien.

Bulgarien verstand es, die Kampflust der Serben nach dem Süden abzulenken und für den Balkankrieg als Bundesgenossen zu gewinnen.

Serbien hatte zu Beginn dieses Krieges eine Bodenfläche, die der von Sachsen, Baden und Württemberg ingesamt gleichkam und zählte gegen drei Millionen Einwohner.

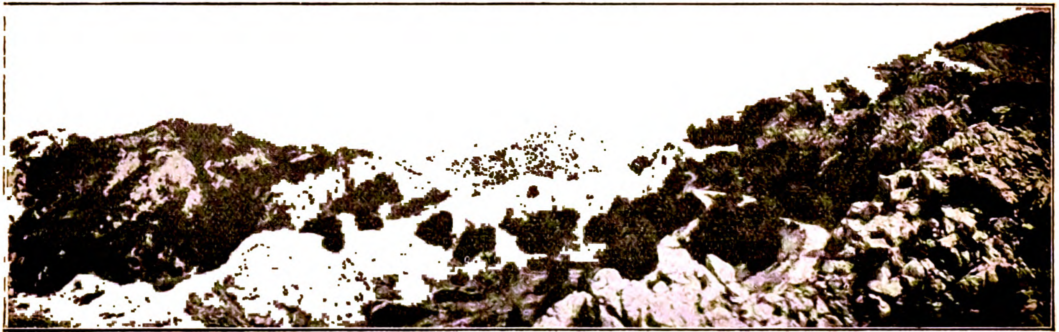
Die Volksvertretung (Skupschtina), die sich mit dem König in die gesetzgeberische Gewalt teilte, bildeten 160 Abgeordnete. Ihnen stand der Senat oder Staatsrat (mit 8 vom König ernannten und 8 von der Skupschtina gewählten Mitgliedern) zur Seite.

Für die höhere Volksbildung sorgte eine (unvollständige) Universität und Kriegsakademie. Im allgemeinen gab es in Serbien jedoch stets eine geringere Intelligenz als in Bulgarien.

Die Wehrpflicht erstreckte sich auf alle waffenfähigen Jünglinge und Männer vom 20. bis 25. Lebensjahr und ermöglichte eine äußerste Kriegsstärke von 350 000 Mann.

Ackerbau und Viehzucht bildeten, wie bei den übrigen Balkanvölkern schlecht betrieben, nach wie vor die friedliche Hauptbeschäftigung der Serben. Die städtische Bevölkerung, vor allem in Belgrad (gegen 90 000 Einwohner), politisierte eifriger als irgendwo anders. Studenten, Journalisten, Advokaten und Offiziere — das waren zu allen Zeiten die Hauptmächte des serbischen Hexenkessels, aus dem regelmäßig Giftflaschen, Dolche und Bomben aufflogen, wenn der Krater Feuer zu speien anfing.

Gleichfalls Serben gründeten den kleinen Gebirgsstaat Montenegro oder Tschernagora (Schwarze Berge). Im Mittelalter hatte sich die Republik



Die Schwarzen Berge, der Herd des Balkankrieges.

Venedig des Hirtenvölkleins angenommen, das seit 1121 vom Türkenjoch befreit, eigene Fürsten besaß. Von 1516 bis 1852 regierten unabhängige orthodoxe Erzbischöfe (Wladiken) das Land. Dann kam es unter weltliche Herrschaft.

Durch den Berliner Vertrag (1878) errang Montenegro unter dem Fürsten Nikolaus den europäisch garantierten Rang einer souveränen Monarchie. 1905 bekam es eine konstitutionelle Verfassung. 1910 nahm Nikolaus den Königstitel an.

Da das Rauben und Plündern stets zu den Idealen dieses rohen Barbarenstammes gehörte und sich seine großen Viehherden nicht bloß auf natürliche, sondern auch auf unrechtmäßige Weise zu vermehren pflegten, nannte man Nikolaus gern den „König der Hammeldiebe“. Unter diesem ironischen Beinamen wurde er jedenfalls bekannter als durch seine Dichtungen.

Wie Peter war auch Nikolaus in Österreich und in Frankreich erzogen worden. Auch suchte man in Serbien durch glückliche Heiraten mit russischen Prinzessinnen das Ansehen des neugebackenen Königshauses zu heben, so heiratete Erbprinz Danilo von Montenegro sogar eine deutsche Fürstin, die Herzogin Juta von Mecklenburg-Strelitz, die sich seither Militza nannte. Noch mehr als Danilo erreichte dessen Schwester Helene, die als Gemahlin des Königs Viktor Emanuel den italienischen Thron bestieg.

Dem Umfang nach kam Montenegro etwa zwei Dritteln von Elsaß-Lothringen gleich, doch zählte es nicht einmal 300 000 Einwohner.

Die Verfassung entsprach im allgemeinen der serbischen. Auch hier ermöglichte eine weit reichende allgemeine Wehrpflicht die Aufstellung eines verhältnismäßig großen Truppenkontingents.



Das Schloß des Königs Nikolaus in Cetinje.

Griechenland, der vierte Staat des Balkanbundes, konnte auf die glorreichste Vergangenheit, aber auch auf die tiefste Stufe des Verfalls zurückblicken. Über Größe und Geschichte der alten Griechen brauchen wir kein Wort zu verlieren. Jeder Schüler weiß da Bescheid.

Aber mit der Römerherrschaft in den letzten Jahrhunderten vor und den ersten Jahrhunderten nach Christus setzte eine Epoche des Niedergangs ein, die ihren Tiefpunkt im Zeitalter des Türkenregiments (1460—1828) erreichte.

Nur vorübergehend (1699—1718) beherrschte Venedig den Peloponnes und gab so den Hellenen einen Teil der Freiheit wieder.

Grundeigentum und Grunderwerb blieb nach wie vor lediglich den Türken vorbehalten. Und so mußten sich die Griechen auf den Handel verlegen. Aber dieser verdarb ihren Charakter. Aus dem alten Kriegs- und Kulturvolk wurde eine feilschende Krämersippe, die durchaus nicht die ihr von Lord Byron

und vor allem von so vielen deutschen Dichtern entgegengebrachte Begeisterung verdiente.

1814 bildete sich unter russischer Patronanz ein Geheimbund in Odessa, namens ἑταιρία, der es sich zur Aufgabe machte, ganz Griechenland im patriotischen Sinn zu bearbeiten und einen Aufstand in die Wege zu leiten.

1822 konnten die glücklichen Rebellen die Unabhängigkeit Griechenlands öffentlich erklären, nachdem verschiedene Angriffe wider den türkischen Erbfeind geglückt waren. Ganz Europa wurde von philhellenischen Vereinen überschwemmt.

Da drang Ibrahim Pascha mit ägyptischen Truppen auf der griechischen Halbinsel ein, nahm die Festung Missolunghi ein.

Der Führer der Aufständischen, Fürst Ypsilanti, wurde gefangen gesetzt. Und damit verlor Griechenland seinen modernen Nationalhelden. Schwarz in Schwarz schien sich die Zukunft Griechenlands ausmalen zu wollen. Erst nach dem Sieg der Engländer, Franzosen und Russen über die türkisch-ägyptische Flotte (1827) bei Navarino brachen bessere Tage an.

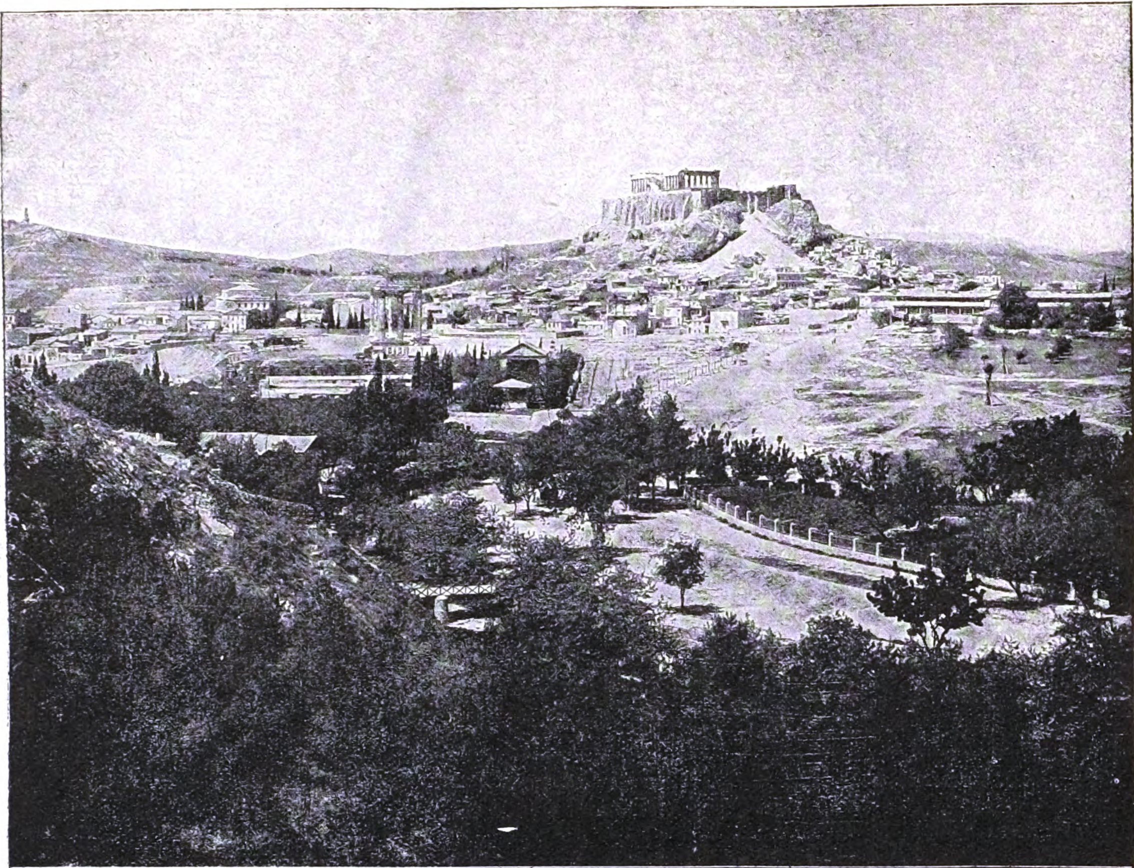
Nach dem Londoner Protokoll von 1830 bekamen die Griechen ein souveränes Königreich, und Prinz Otto von Bayern wurde 1832 erster König der Hellenen. Aber die an orientalische Lotterwirtschaft gewöhnten Untertanen des neuen Fürsten betrachteten ihn und seine abendländische Regierung bald als Fremdkörper, den man ausscheiden müsse.

Erbitterte politische Kämpfe, die sich nicht bloß in der Haupt- und Residenzstadt Athen, sondern im ganzen Lande abspielten, machten den Thron Ottos wankend. Da nutzte auch die Verfassung kaum etwas, die 1844 erlassen wurde.

Im russisch-türkischen Krieg (1854—1856) vermochten zwar England und Frankreich die Anerkennung der Unabhängigkeit den Türken abzuringen, aber im Lande änderte sich deshalb nicht viel. 1862 wurde Otto abgesetzt.

Ein Jahr später einigten sich die griechischen Volksvertreter auf die Wahl des dänischen Prinzen Wilhelm zum König, der als Georg I. die Regierung übernahm.

Unter ihm erfolgten zahlreiche Gebietserwerbungen. Von England übernahmen die Griechen die Jonischen Inseln. Die Wahrung der Neutralität im russisch-türkischen Krieg trug ihnen den Besitz von Epirus und Thessalien ein. Und durch den Krieg von 1897 eroberten sie zwar nicht Kreta, wie geplant war, denn der Krieg verlief unglücklich, aber die europäischen Großmächte bestätigten die Ernennung des Prinzen Georg von Griechenland zum Oberkommissär dieser offiziell den Türken verbleibenden großen Insel.



Blick auf Athen und die Akropolis.

Unerquickliche Bürgerkriege, vor allem die mißliche Finanzlage erschütterten das Vertrauen der Bevölkerung zum Königshaus. Und fast wäre es zu einer Vertreibung desselben gekommen, hätte nicht Ministerpräsident Venizelos, ein äußerst geschickter Staatsmann, die Zügel der Regierung ergriffen und das in allen Fugen krachende Reich zur Selbstbesinnung gebracht.

Vor Ausbruch des Balkankriegs war Griechenland etwas kleiner als Bayern ohne die Pfalz und besaß ein wenig über $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner.

Die heutigen Griechen, ein Mischvolk, mit zahlreichen slawischen, albanesischen, türkischen und romanischen Elementen versetzt, bekennen sich wie die übrigen Nichtmohammedaner des Balkans zum orientalisch-orthodoxen Glau-



König Georg von Griechenland.

ben. Griechisch-katholische unierte Christen sind unter ihnen nur spärlich vertreten.

Die gesetzgebende Gewalt, zwischen König und Parlament (Bule) geteilt, fußt auf konstitutionellen Grundsätzen.

Die Landesuniversität Athen wurde bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründet, vermochte jedoch an der allgemeinen Unbildung des Volkes nicht viel zu ändern.

Die Wehrpflicht war hier von allem Anfang auch sehr ausgedehnt und erstreckte sich längst vor Beginn des Balkankrieges auf alle waffenfähige Mannschaft bis zum 51. Lebensjahr, so daß Griechenland mindestens 300 000 Soldaten ins Feld schicken konnte.



Mazedonierin.

Die Flotte verfügte über die Kriegshäfen Salamis und Poros, 1 Linienschiff, 1 Panzerkreuzer und 14 Torpedoboote mit mehr als 5000 Mann.

Die übrigen Volksstämme auf dem Balkan, die für die Verbündeten als Freunde in Betracht kamen, die Albanesen, Nachkommen der Illyrier, ein rauhes, wildes Bergvolk indogermanischer Rasse, auch Skipetaren genannt, und die Mazedonier, wie die heutigen Bulgaren ein Mischvolk finnisch-slawischen Ursprungs, bewohnten die nördlichen Grenzbezirke der europäischen Türkei und machten sich bereits seit vielen Jahren durch unausgesetzte Aufstände, besonders im Frühling, bemerkbar.



Die Mazedonierflagge (Vorderseite).

Einheitliches Nationalbewußtsein besaßen jedoch weder die Albanesen noch die Mazedonier. Im Gegenteil, sie befehdeten sich immer auch gegenseitig.

Schon der Religionsunterschied z. B. zwischen den katholischen, orthodoxen und mohammedanischen Albanesen ließ kein Gefühl der Zusammengehörigkeit aufkommen, zumal fast alle Bewohner dieser Gegenden Analphabeten waren und bloß Dialekt sprachen.

Die katholischen Albanesen wurden von den Italienern, vor allem aber von den Österreichern eifrigst kultiviert und blickten daher nach den Großmächten des Adriatischen Meeres, während sich die Mazedonier eher zu den Bulgaren hingezogen fühlten.

Die orthodoxen Albanesen genossen die Unterstützung der Serben. Die mohammedanischen dagegen konspirierten nach wie vor mit den Türken, jedenfalls fanden ehrgeizige Offiziere und Diplomaten aus Konstantinopel bei den zum Islam sich bekennenden Albanesen das willigste Gehör. Gab es doch auch für sie nur ein religiöses Oberhaupt, den Sultan.

Die Türken oder Osmanen waren im Mittelalter aus Asien nach Europa eingewandert und hatten 1453 Konstantinopel erobert. Unter Soliman dem Großen drangen sie zu Beginn der Neuzeit sogar bis Wien vor, das zweimal von ihnen belagert wurde, 1529 und 1683.

Mit dem Jahr 1571 nach der Niederlage bei Lepanto begann der Verfall des großen Schreckensreiches. Hatte bisher der Islam, die von Mohammed gestiftete Religion der Türken, die den Gefallenen alle Wonnen des Paradieses in Form üppiger Genüsse, Mahlzeiten usw. versprach und durch die merkwürdige Auffassung des Schicksals als einer von vornherein bestimmenden und bestimmten Macht die Gläubigen zur größten Tapferkeit angefeuert, so zeigte sich im Lauf der Zeit die böse Kehrseite. Die Türken verweichlichten durch die Vielweiberei der Haremswirtschaft und infolge ihrer Überzeugung von der Unfreiheit des menschlichen Willens.

Statt kriegerischer Feldherren regierten schwächliche Kreaturen. Faule, leichtsinnige Günstlinge traten an die Stelle fanatisierter, keinen Augenblick um ihr Leben besorgter Soldaten. So verloren die Türken in der Folge Ungarn (1687), Siebenbürgen, Asow, Morea, Dalmatien, die Ukraine und Podolien (1699), das Banat, Belgrad und die Walachei (1718).

Die verschiedenen Kriege, die bald Österreich, bald Rußland mit der Türkei führte, endigten in der Regel mit türkischen Niederlagen und Verlusten. „Der kranke Mann" am Bosporus konnte sich nicht mehr erholen.

1775 trat die Türkei das Buchenland (Bukowina) zwischen Galizien, Ungarn und Rußland an Österreich ab. Durch den Frieden von Bukarest (1812) wurde der Pruth zur Grenze im Nordost gegen Rußland.

Aufstände von der Donau bis nach Ägypten zerrütteten das Türkenreich in blutigen Wirren aufs äußerste. Serbien machte sich frei. Die Donaufürstentümer folgten. Ägypten und Griechenland erhielten selbständige Herrscher. Vergebens versprach der Sultan allen Untertanen ohne Unterschied von Nation und Religion die gleichen staatsbürgerlichen Rechte. Es war zu spät. Kaum daß er die große Insel Kreta auf die Dauer halten konnte.

In den Jahren 1875 und 1876 kam es zu einer Revolution in den nördlichsten Provinzen Bosnien und Herzegowina. Österreich-Ungarn sah sich veranlaßt, die beiden Länder zu besetzen. Außerdem warfen die alten Unruhe-

stifter, die Russen, dem Sultan den Fehdehandschuh hin. Der russisch-türkische Krieg von 1877 und 1878 wurde durch den Frieden von San Stefano abgeschlossen. Das letzte Wort sprach aber erst der Berliner Kongreß.

Darnach errangen Rumänien, Serbien und Montenegro eine von ganz Europa anerkannte und garantierte Unabhängigkeit; England erhielt Zypern, Österreich-Ungarn Bosnien und Herzegowina als Okkupationsgebiet; Kars, Ardahan und Batum wurden russisch; Bulgarien bekam den Charakter eines tributpflichtigen, aber sonst selbständigen Fürstentums, Ostrumelien den eines autonom verwalteten, wenn auch noch zur Türkei gehörigen Landes.

1881 wurde Südthessalien an Griechenland abgetreten, 1885 Ostrumelien frei und mit Bulgarien vereinigt, 1897 Kreta unter die Verwaltung eines

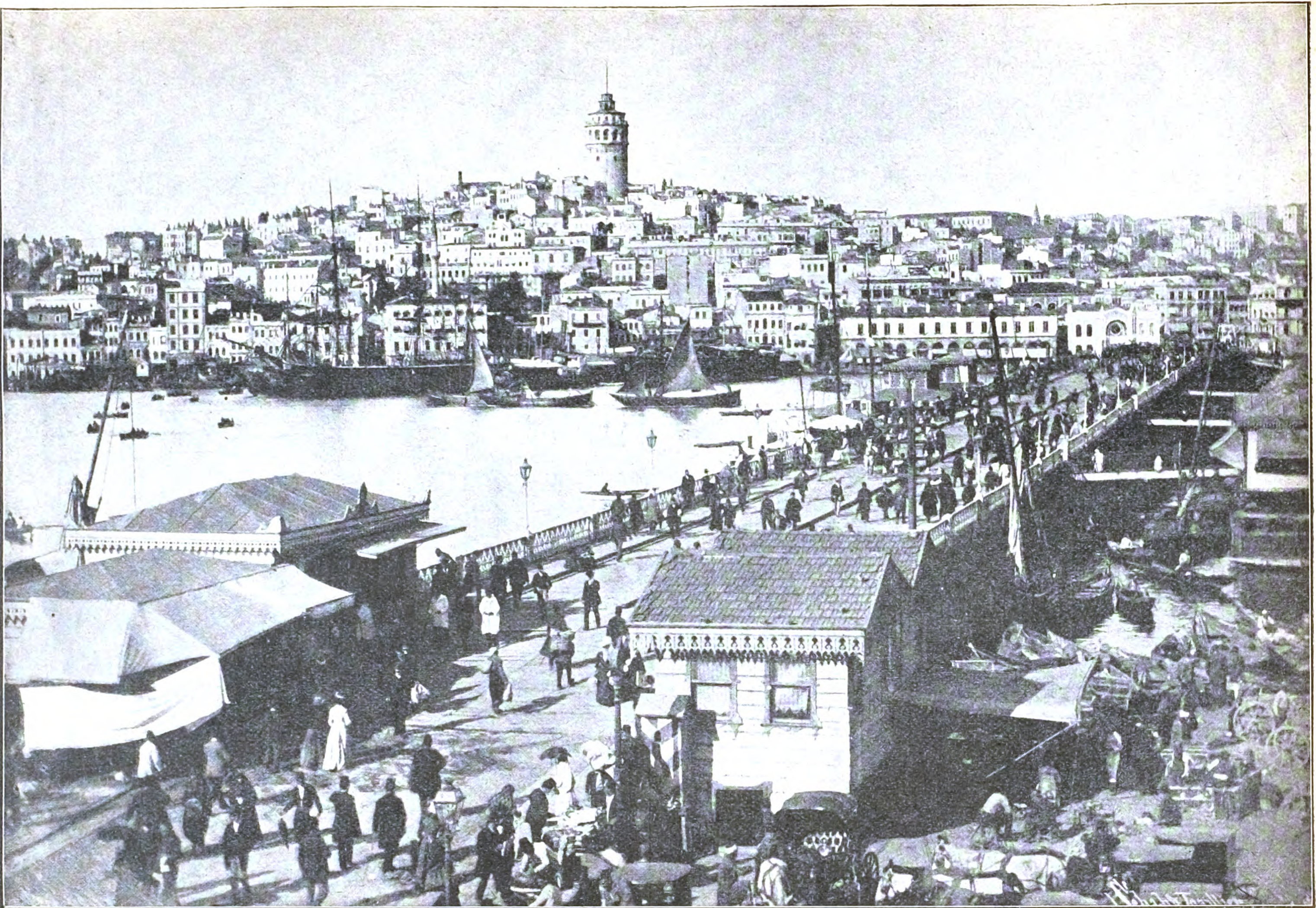


Sultan Muhammed V.

eigenen Oberkommissärs gestellt, obwohl der griechisch-türkische Krieg für die Pforte glücklich verlaufen war.

In Mazedonien brodelte es indes und in den nächsten Jahren unaufhörlich weiter. Die Großmächte behielten ein scharfes Auge auf den Wetterwinkel Europas und forderten Verwaltungsreformen, sowie die Einsetzung einer internationalen Finanzkommission für dieses Land.

Die jungtürkische Partei im Osmanenreiche, die immer mehr an Einfluß gewann und liberalen Ideen huldigte, entfesselte 1908 einen regelrechten Aufstand in Konstantinopel, zwang den Sultan zur Wiederherstellung der seit 1877 aufgehobenen Verfassung und ein Jahr später, nachdem Österreich-Ungarn das bisher bloß besetzte Bosnien nebst Herzegowina dem Reich endgültig ein-



Konstantinopel. Die alte Brücke von Stambul nach Galata, im Hintergrunde der Galataturm.

verleibt und Bulgarien als unabhängiges Zarentum sich proklamiert hatte, dessen Rücktritt. Abdul Hamids Bruder bestieg als Mohammed V. den Thron.

Der Bürgerkrieg wollte nicht aufhören. Da benützte Italien, das längst seine Augen auf Tripolis und Barka geworfen hatte, den günstigen Augenblick, sich der beiden Länder zu bemächtigen. Nach einem langwierigen Kleinkrieg im Sande der Wüste blieb es Sieger. Im Oktober 1912 schlossen die kriegführenden Mächte den Frieden von Lausanne. Einige Tage vorher war jedoch von seiten Montenegros eine Kriegserklärung erfolgt. Gestützt auf



Kiamil Pascha,
türkischer Ministerpräsident.

Bulgarien, Serbien und Griechenland wagte der kleinste Staat der Balkaninsel ihrem einstigen Alleinherrscher Kampf anzusagen.

Die europäische Türkei hatte damals einen Umfang, der ungefähr dem halben Königreich Preußen entsprach und über 6 Millionen Einwohner buntester Mischung (Türken, Griechen und Albanesen je etwa 25 Prozent, ferner Bulgaren, Serben, Armenier, Juden, Zigeuner usw.), der Religion nach 50 Prozent Mohammedaner, 40 Prozent Orientalisch-Orthodoxe, 4,5 Prozent Katholiken, 1,5 Prozent Juden und 4 Prozent armenische Christen, Protestanten usw.



Ein Teil des „Goldenen Horns“ zwischen Stambul und Pera.

Von einer Volksbildung konnte man hier noch weniger sprechen als in den Nachbarländern. Die 1900 in Konstantinopel errichtete Universität entsprach einem Herzenswunsch der Jungtürken, über den ersten Anlauf einer Entwicklung kam sie jedoch noch nicht.

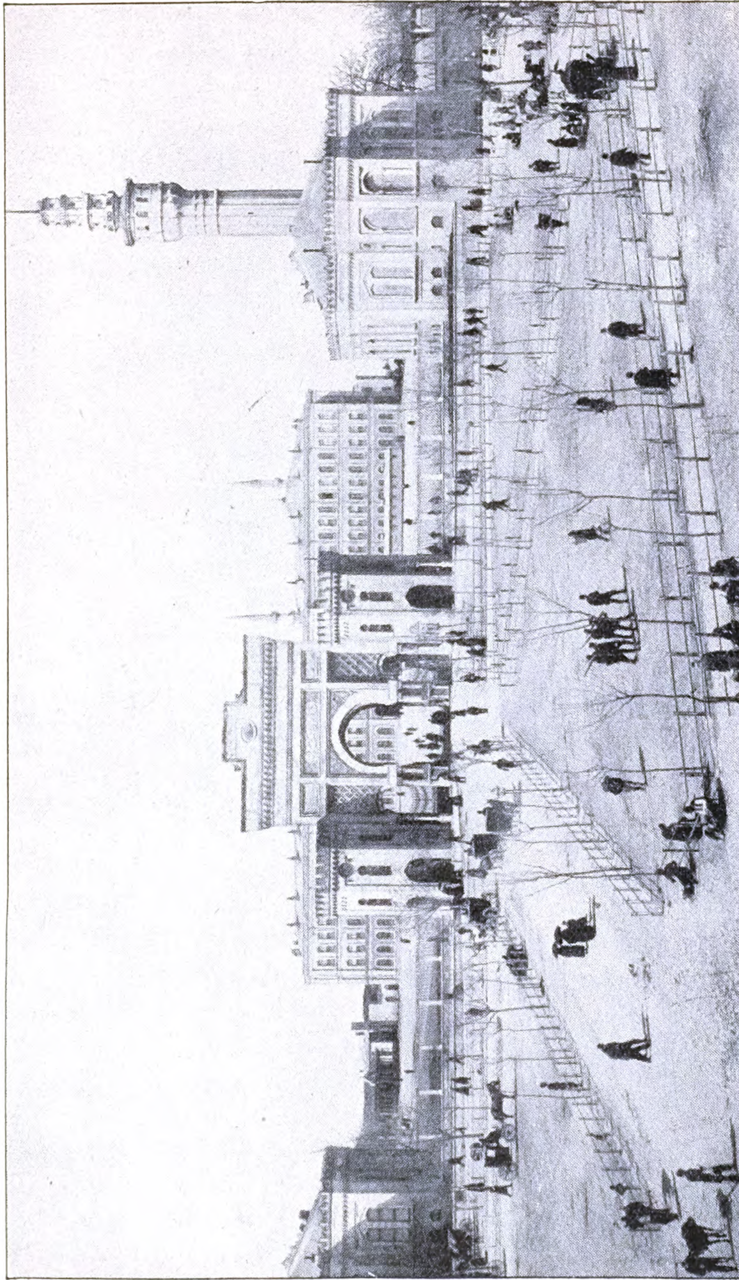
Das Heerwesen beruhte auf dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht für Mohammedaner vom 21. bis 40. Lebensjahr. Der aktive Dienst (Nizam) währte drei Jahre, falls nicht Entlassung durch Loskauf erfolgte (nach drei Monaten). Die Kriegsstärke betrug bei Ausbruch des Krieges einschließlich der Landwehr (Redif) über 650 000 Mann. Durch den Landsturm und die Heranziehung türkischer Streitkräfte aus Asien konnte sie auf 1½ Millionen erhöht werden. Die Kriegsflotte zählte 3 Linienschiffe, 2 geschützte Kreuzer, 30 Kanonen-, 12 große und 10 kleine Torpedoboote, 1 Torpedobegleit- und Minenlegerschiffe, insgesamt 14 000 Mann Besatzung.

So war die Türkei numerisch stark genug, den Kampf mit den verbündeten christlichen Balkanstaaten aufzunehmen. Und sie nahm ihn auf.

In diesem Krieg handelte es sich nicht, wie kurzsichtige Leute im Volk meinen mochten oder wie die Heerführer in bewußter Berechnung als Parole ausgaben, um einen Kampf zwischen Kreuz und Halbmond, sondern lediglich um politische Machtfragen. Es sollte entschieden werden, ob einerseits die Türkei imstande sei, ihre europäischen Besitzungen zu behaupten, anderseits die von ihr emanzipierten kleinen Balkanstaaten in ihrer Entwicklung schon so weit vorgeschritten seien, um die Herrschaft über den ganzen Balkan antreten zu können. Es handelte sich schließlich um ein Vorpostengefecht zur Eröffnung des großen europäischen Krieges, dessen Ausbruch unvermeidlich war und nur mühsam verzögert wurde. Für wie lange noch? Für Wochen, für Monate, für Jahre? So lautete die bange Frage, die das Jahr 1914 mit blutigen Lettern zu beantworten hatte.

Nun noch ein Wort über Mazedonien, die Keimzelle des späteren Weltbrandes! Die Mazedonier, die Stammesgenossen der Bulgaren, kannten schon seit Jahren keinen Frieden im Lande. Drei große Parteien bildeten ihre Organisation. Die eine, zweifellos die bedeutendste, glaubte durch Selbsthilfe das Werk der Befreiung vollenden zu können. Sie arbeitete mit Dynamitbomben und Höllenmaschinen, bereitete den türkischen Offizieren und Beamten viel Schrecken und kämpfte unablässig mit den furchtbarsten und grausamsten Mitteln nach Art der Anarchisten.

Die zweite Partei sammelte Banden und rückte mit diesen Freischärlern zur Zeit der Schneeschmelze von den Bergen der Heimat aus den türkischen



Portal und Hauptgebäude des Kriegsministeriums in Konstantinopel.

Herren auf den Leib. Auch sie kämpfte bis aufs Messer. Nur war sie wenig einig und ohne rechten Plan.

Die dritte Partei konspirierte mit dem Ausland. Ihr gehörten die intelligentesten Köpfe Mazedoniens an. Aber auch hier richteten die ehrgeizigen Führer, darunter hohe Offiziere, mehr Unheil in den eigenen Reihen als in denen der Feinde an.

Fanatische Patrioten freilich im Sinne ihrer nationalistischen Idee waren alle vom ersten bis zum letzten Mann. A. Hemberger, einer der Ge-



Noradhungian Effendi,
türkischer Minister des Äußern.

schichtschreiber des Balkanbundes (Wien 1914) erzählt eine bemerkenswerte Episode, die den jenseits von Gut und Böse gepflegten „Patriotismus“ der Balkanvölker beleuchten mag.

Ein Führer der in Banden organisierten zweiten Partei, Lazarew, lag vor Ausbruch des Krieges lungenkrank in Sofia und ohne Hoffnung auf Genesung darnieder. In der Verzweiflung, daß er mit den Stammesbrüdern gegen den türkischen Erbfeind nicht ins Feld ziehen konnte, tötete er sich selbst, nachdem er in rührenden Worten ein Testament aufgestellt hatte, worin er von den glücklicheren, im Kugelregen befindlichen Freunden Abschied nahm.





3. Kapitel.

Die Kriegserklärung. Aufmarsch der Heere.

Der Türkei waren die kriegerischen Absichten und die Beutegier ihrer Nachbarn längst wohl bekannt, allein sie fürchtete sich kaum vor der Möglichkeit eines christlichen Balkanbundes, wußte sie doch ebenso gut, wie traurig es um die Einigkeit der Bulgaren, Serben, Griechen und Montenegriner bestellt sei. Keine von diesen Mächten wollte der andern ein Stück Landes gönnen, wie sollten daher alle untereinander ein Abkommen finden, um die erwünschte Aufteilung des Osmanenreiches vorzunehmen? In Konstantinopel beschäftigte man sich daher zwar mit dem und jenem Grenzproblem, aber an einen regelrechten Balkankrieg dachte niemand. Zudem hielten die inneren Wirren, der Kampf zwischen Alt- und Jungtürken, die Regierung, deren leitende Männer häufig wechselten, fortwährend in Atem. Der tripolitanische Feldzug hatte auch die europäische Türkei finanziell und moralisch geschwächt. Und noch weniger als der Glaube an ernste Verwicklungen war der Wille zu einem Krieg vorhanden. Die Türken sehnten sich nach Ruhe und Frieden, ehrlich, von Herzen.

Umgekehrt schienen auch die europäischen Großmächte durchaus keine Lust zu haben, ins Wespennest zu stechen. Eifersüchtig blickte Rußland auf Österreich-Ungarn. Neidisch schaute Italien herüber. Französische Interessen wetteiferten mit englischen, englische mit deutschen. Jeder wollte möglichst billig einkaufen und möglichst viel verkaufen. Denn wer nicht von politischen Absichten geleitet war oder Ländergewinn plante, suchte wenigstens gute Geschäfte zu machen, Handelsbeziehungen anzuknüpfen und zu vertiefen. Ein

Krieg der Balkanvölker untereinander erschien also, ganz abgesehen davon, daß er die Gefahr eines Weltbrands heraufbeschwor, den westeuropäischen Diplomaten aus wirtschaftlichen Gründen nicht bloß riskant, sondern mehr als dies, ausgesprochen unsympathisch.

Rußland freilich zündelte. Hier überwogen nationalpolitische Erwägungen. Die Russen sagten sich: Wird der Sultan aus Europa verjagt, so besetzen wir Konstantinopel und präsidieren dem christlichen Balkanbund als führende Schutzmacht. Österreich-Ungarn hat ausgespielt. Und in dem folgenden europäischen Krieg wird dann dieser Staat nach türkischem Muster aufgeteilt. Das Deutsche Reich muß gute Miene zum bösen Spiel machen, sonst hetzt es Italien, Frankreich, England wider sich. Hilft es aber der Donaumonarchie, so fallen alle auch über die Deutschen her, die deutsche Flotte wird von den Engländern vernichtet, Elsaß-Lothringen kommt an Frankreich zurück, Rußland erhält Posen usw.

Rußland mag daher den slawischen Staaten im Norden der Balkanhalbinsel mancherlei eingeflüstert haben; die vorläufige Aussöhnung und Eintracht zwischen Bulgarien und Serbien dürfte gleichfalls auf russische Diplomatenkunststücke zurückzuführen sein.

Jedenfalls wußte Montenegro, als es den Krieg eröffnete, wen es an seiner Seite hatte und wie man in Petersburg über die ganze Sachlage urteilte. Scheinbar stellte sich der „Friedenszar" auf die Seite des österreichischen Kaisers. Die Öffentlichkeit sollte nichts merken.

Gemeinsam mit dem diplomatischen Vertreter Österreich-Ungarns überreichte der russische Gesandte in Sofia, in Belgrad, in Athen und in Cetinje am 8. Oktober eine gleichlautende Note des Inhalts:

1. Daß die Mächte energisch jede Maßnahme mißbilligen, die geeignet ist, einen Friedensbruch herbeizuführen;
2. daß sie, gestützt auf Artikel 23 des Berliner Vertrages, im Interesse der Bevölkerung die Verwirklichung der Reformen in der Verwaltung der europäischen Türkei in die Hand nehmen werden, wobei sich von selbst versteht, daß die Reformen der Souveränität des Sultans und der territorialen Unversehrtheit des ottomanischen Reiches keinen Abbruch tun werden. Diese Erklärung behält übrigens die Freiheit der Mächte für ein gemeinsames und späteres Stadium vor;
3. daß sie, falls nichtsdestoweniger ein Krieg zwischen den Balkanstaaten und dem ottomanischen Reiche ausbrechen sollte, bei Beendigung des Konfliktes keine Änderung des territorialen Statusquo



Türkische „Kriegsbegeisterung" in Beirut.

(Besitzstandes) der europäischen Türkei zulassen werden. Die Mächte werden gemeinschaftlich bei der Pforte Schritte tun, die sich aus der vorstehenden Erklärung ergeben.

Über dieses Diplomatendekret von der Erhaltung der bisherigen Landesgrenzen in der Zukunft, möge diese durch Krieg und Sieg sich auch noch so sehr verändern, wurde im Verlauf der Ereignisse mit Recht viel gespottet und gelacht. Keiner der Balkanstaaten faßte es ernst auf und ließ sich von dem nahen Entscheidungskampf abhalten.



Mahmud Schefket Pascha.

Und wie vergnügt mag sich der englische Vetter die Hände gerieben, wie diebisch mögen sich Rußland und Frankreich gefreut haben, als Österreich-Ungarn in seiner Gutmütigkeit sich dazu hergab, das scheinbar ehrenvolle Amt eines Sprechers der europäischen Großmächte zu übernehmen.

Am 10. Oktober nämlich teilte der diplomatische Vertreter Österreich-Ungarns in Konstantinopel mit, daß die fünf Mächte (außer der Donaumonarchie, nämlich das Deutsche Reich, Rußland, Frankreich und England, Italien hatte offiziell noch nicht Frieden geschlossen) von der öffentlich angekündigten Absicht der türkischen Regierung Kenntnis nähmen, Reformen im Sinne des Artikels 23 im Berliner Vertrag einzuführen; und zwar Reformen, welche die Verwaltung der europäischen Türkei bedingte, sowie Maßnahmen,

die geeignet seien, Verwirklichung der Reformen im Interesse der Bevölkerung zu sichern. Selbstredend dürfte die Türkei keinen Abbruch an Landeshoheitsrechten erfahren.

Diese Kundgebung hätte, wenn wirklich ganz Europa hinter ihr gestanden wäre, auf die christlichen Staaten des Balkans beruhigend, ja noch mehr abkühlend und ernüchternd wirken müssen. In Wirklichkeit wollte der damals schon bestehende Dreiverband zwischen Rußland, Frankreich und England die Österreicher und Ungarn nur hineinlegen.

Der bulgarische Ministerpräsident Geschow, der serbische Pasitsch und der griechische Venizelos wußten schon genau, wie sie sich zu verhalten hatten. Mit höflichen Gesten nahmen sie von der Note Kenntnis. Der Rest war Schweigen,



König Nikolaus I. von Montenegro.

denn bereits einige Stunden früher hatte König Nikolaus der Türkei den Krieg erklärt. Ein Manifest der neugebackenen Majestät wandte sich ans Volk:

„Montenegro ist nicht allein. Mit ihm sind die christlichen Balkankönigreiche, mit denen Montenegro verbündet ist. Der König hat stets dieses Bündnis angestrebt, das alle Völker seit dem Einbruch der Asiaten erwarteten. Der König hofft, daß die Söhne seiner alten Soldaten heute mehr denn je das Ansehen des Vaterlandes zu heben wissen und die Waffen Montenegros mit neuen Lorbeeren bedecken werden. Es gehört Mut dazu, mit einem großen Reiche zu kämpfen, aber dies ist Montenegro würdig. Es hat sich stets freudig für seine Brüder geopfert. Die Sympathien der zivilisierten Welt werden Montenegro begleiten, wie auch die Sympathien der gesamten serbischen Nation und aller Slawen. Edle Hände mit Säbeln strecken sich ihm entgegen

von seiten der Könige von Serbien, Bulgarien und Griechenland, deren Völker bei diesem Unternehmen mit Montenegro brüderlich vereint sind. Montenegro greift die Türkei nicht aus Anmaßung an, sondern aus den edelsten Gefühlen, um die vollständige Vernichtung seiner Brüder zu verhindern."

In flammenden Worten beschwor der König von Montenegro, auch zu dieser Stunde ein Dichter durch und durch, den patriotischen und freiheitlichen Sinn nicht bloß seines Volkes, sondern auch der Altserben in der Türkei, der Malissoren in dem gleichfalls noch türkischen Albanien.

Und während montenegrinische Banden die Grenze überschritten und die üblichen kleinen Einleitungskämpfe begannen, zogen sich größere Truppenmassen auch in den Nachbarstaaten zusammen. Bulgarien hatte gleich Serbien und Griechenland die allgemeine Mobilmachung beschlossen. Rumänien dagegen verhielt sich neutral.

Es zeigte sich dabei, daß die rumänische Politik Wert darauf legte, sich nicht von Rußland gängeln zu lassen, anderseits auf sein freundschaftliches Verhältnis zu Österreich-Ungarn nicht im mindesten zu verzichten gedachte.

Begeistert wurde die Thronrede König Ferdinands vom bulgarischen Volke aufgenommen, jubelnd der Präsident der Sobranje, Danew, begrüßt, als er die parlamentarische Kriegssitzung eröffnete. Freudig nahm jeder die großen Lasten auf sich, die hier um so drückender waren, als der Staat und seine Angehörigen zu den ärmsten in Europa gehörten.

Das Schicksal nahm seinen ehernen Lauf. Am 14. Oktober teilte der griechische Ministerpräsident Venizelos, einer der klügsten Staatsmänner, den die damalige Welt besaß, die offizielle Vereinigung Kretas mit Griechenland dem Parlamente mit. So war also auch in Hellas der Stein ins Rollen gekommen. Nur diplomatische Scheinmanöver hielten den Ausbruch des Krieges auch zwischen Serbien und der Türkei noch einige Tage auf.

Eine furchtbare Kriegsbegeisterung bemächtigte sich aller Balkanvölker ohne Unterschied von Rasse und Religion. Und der türkische Minister des Äußern Noradhungian, ein armenischer Christ, durfte mit Recht prophezeien: „So geht es nicht weiter! Wir waren geduldig, aber unsere Geduld ist erschöpft. Schrecklich ist es, daß es kein Krieg, sondern ein Schlachten werden wird. Die Erbitterung bei uns läßt sich nicht beschreiben. Wir sind zu allem entschlossen."

In allen Hauptstädten, auch in Konstantinopel, und da vor allem, fanden gewaltige patriotische Massenkundgebungen statt. Eine Regierung, die sich schwächlich gezeigt hätte, wäre in diesem Augenblick vom erbitterten Volk ein-

fach zermalmt worden. Es gab kein Zurück mehr. Am 15. Oktober erfolgte die Abberufung der türkischen Gesandten in Athen, Belgrad und Sofia, am 17. die Kriegserklärung.

Das Kriegsmanifest des Königs von Bulgarien gab das Stichwort. Die edelsten Instinkte der Menschheit wurden darin wachgerufen. Der Kampf des



König Karl von Rumänien, Prinz von Hohenzollern.

unterdrückten Christentums gegen die mohammedanischen Sklavenhalter sollte das ganze christlich und freiheitlich gesinnte Europa wenigstens moralisch mobilisieren. Ferdinand, dem größten Diplomaten auf des Balkans Fürstenthronen, gelang dies auch wirklich zum größten Teil.

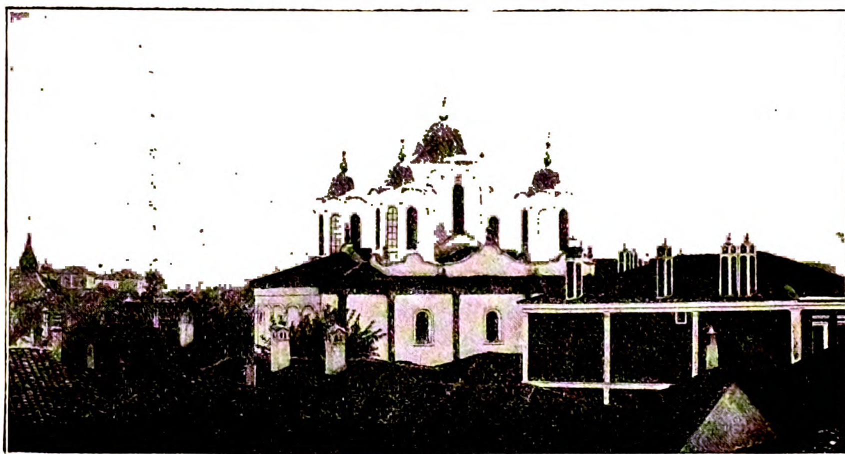
Das denkwürdige Dokument lautete folgendermaßen:

„Bulgaren! Im Laufe Meiner fünfundzwanzigjährigen Regierung habe Ich stets in friedlicher Kulturarbeit den Fortschritt, das Glück und den Ruhm

Bulgariens angestrebt und in dieser Richtung wollte Ich die bulgarische Nation ständig vorwärts schreiten sehen. Aber die Vorsehung hat anders entschieden.

Es ist der Augenblick gekommen, wo die bulgarische Rasse berufen ist, auf die Wohltat des Friedens zu verzichten und zu den Waffen zu greifen, um ein großes Problem zu verwirklichen.

Jenseits des Stilo und Rhodope sind unsere Bluts- und Religionsbrüder bis zu diesem Tage 35 Jahre nach unserer Befreiung nicht so glücklich gewesen, ein menschliches und erträgliches Leben zu erlangen. Alle Bemühungen, die gemacht worden sind, um dieses Ziel zu erreichen, sowohl seitens der Großmächte als auch seitens der bulgarischen Regierungen, vermochten nicht Zu-



Christliche Kirche im Gouvernement Monastir.

stände zu schaffen, die es diesen Christen erlaubten, menschliche Rechte und Freiheiten zu genießen.

Die Tränen der Balkanstaaten und der Jammer der Millionen von Christen konnten nicht umhin, unsere Herzen zu erschüttern, die Herzen ihrer Stammes- und Religionsgenossen, die wir unsere Freiheit und unser friedliches Leben einer großen christlichen Befreierin zu verdanken haben.

Und die bulgarische Nation hat sich der prophetischen Worte des Zarbefreiers erinnert, daß das heilige Werk zu Ende geführt werden muß. Unsere Friedensliebe ist erschöpft. Um der christlichen Bevölkerung in der Türkei beizustehen, ist uns kein anderes Mittel übrig geblieben, als zu den Waffen zu greifen. Wir sehen, daß wir bloß durch dieses Mittel ihr den Schutz des Lebens und des Eigentums werden sichern können.

Die Anarchie in den türkischen Provinzen hat selbst unser nationales Leben bedroht. Nach den Gemetzeln von Istip und Kotschana hat die türkische Regierung, statt den Betroffenen, wie wir es verlangt hatten, Gerechtigkeit und Genugtuung zu gewähren, die Mobilmachung ihrer Streitkräfte angeordnet. Unsere Langmut ist auf diese Weise auf eine harte Probe gestellt worden.

Die menschlichen und christlichen Gefühle, die heilige Pflicht, den Brüdern, wenn sie mit der Ausrottung bedroht sind, zu Hilfe zu eilen, sowie die Ehre und die Würde Bulgariens haben Mich in die gebieterische Notwendigkeit



Kronprinz Alexander von Serbien.

versetzt, die zur Verteidigung des Vaterlandes vorbereiteten Söhne unter die Fahnen zu rufen.

Unser Werk ist gerecht, groß und heilig. In dem inbrünstigen Glauben an den Schutz und den Beistand des Allmächtigen bringe Ich der bulgarischen Nation zur Kenntnis, daß der Krieg für die Menschenrechte in der Türkei erklärt ist.

Ich befehle der tapferen bulgarischen Armee, den Marsch auf das türkische Gebiet anzutreten.

An unserer Seite und mit uns kämpfen für dasselbe Ziel gegen den gemeinsamen Feind die Armeen der mit Bulgarien verbündeten Balkanstaaten Serbien, Griechenland und Montenegro.

Und in diesem Kampfe des Kreuzes wider den Halbmond, der Freiheit gegen die Tyrannei, werden wir die Sympathien aller der besitzen, die der Gerechtigkeit und dem Fortschritt zugetan sind. Gestützt auf diese Sympathien möge der tapfere bulgarische Soldat sich der Heldentaten seiner Väter und Vorfahren und der Tapferkeit seiner Lehrer, der russischen Befreier, erinnern und von Sieg zu Sieg eilen!"

Die Erwähnung des „Zarbefreiers" Alexander II. und der russischen „Lehrer" deutete ausdrücklich auf das Einverständnis mit Rußland hin, das Bulgarien vor seiner Kriegserklärung in Petersburg zweifellos erzielt hatte, wofern es nicht überhaupt auf dessen Weisung hin vorgegangen war. Die „große christliche Befreierin" im Osten sollte sich für diese Huldigung freilich wenig dankbar erweisen.

Bulgarien konnte mit guten Hoffnungen ins Feld ziehen, besaß es ja nicht bloß eine tüchtige, modern geschulte und ausgerüstete Armee, die, wie sich bald herausstellte, jedenfalls die beste aller Balkanstaaten, sondern auch einen hervorragenden Schlachtenlenker, General Michael Sawow, eine Diktatornatur, in der russischen Generalstabsakademie ausgebildet, ehedem Kriegsminister und als solcher der Reformator des heimischen Heerwesens. Sawow bewies auch darin seinen Weitblick, daß er vor einer allzu großen Annäherung an Rußland warnte. Als Chef des Generalstabs stand ihm General Fitschew zur Seite, einer von Stambulows Freunden, daher eine Zeitlang zurückgesetzt, jetzt aber voll anerkannt.

Die ganze militärische Macht gliederte sich in drei Armeen. Die erste, geführt von Kutintschew, stand im Zentrum. Die zweite unter Iwanow marschierte in Ostrumelien in der Richtung nach Adrianopel, die dritte unter Dimitrijew rückte gegen Kirkkilisse vor.

Serbien stellte vier weniger starke Armeen auf den Plan. Die Hauptkolonne der Hauptarmee, befehligt vom Kronprinzen Alexander und begleitet vom Generalstabschef Putnik, sollte sich mit der westlichen Kolonne Jankowitsch auf dem Amselfeld treffen und dann gemeinsam auf Üsküb losgehen. Im Westen operierte General Schiwkowitsch, im Osten General Stefanowitsch.

Weniger Schwierigkeiten bereitete der Aufmarsch den Griechen. Ihre Landgrenze war verhältnismäßig von geringer Ausdehnung, Griechenland brauchte daher bloß zwei Fronten zu decken. Die Ostarmee in Thessalien kommandierte Kronprinz Konstantin, die Westarmee im Epirus General Sapundzaki.

Schlimm genug war es um die Türken bestellt. Trotz der numerischen Überlegenheit ihres Heeres gerieten sie bereits in der ersten Woche,

schon während der Mobilmachung ins Hintertreffen. Es fehlte die Organisation. Die armen Reservisten bekamen vielfach weder Nahrung noch Quartier, ja nicht einmal eine Uniform und die nötigsten Waffen. Nur mit Müh und Not gelangten die Hauptmassen, natürlich mit der größten Verspätung, ins Feld. Auch die sanitären Maßregeln ließen mehr als zu wünschen übrig. Böse Seuchen grassierten bereits Ende Oktober im türkischen Lager.



Nazim Pascha,
türkischer Kriegsminister und Generalissimus.

In sieben Armeekorps marschierten die Türken nach den verschiedensten Himmelsrichtungen. Am Train jedoch fehlte es fast überall. Die Verproviantierung reichte nirgends aus und konnte im Verlauf des Krieges die bittersten Hungersnöte nicht hintanhalten.

Kriegsminister Nazim Pascha, Abdullah Pascha als Kommandierender der Westgrenze, Zekki Pascha, der gegen Serbien vorrückte, ein Tscherkesse von

Geburt, Mahmud Mukhtar Pascha, im preußischen Heer ausgebildet, ehemaliger Gardegrenadierleutnant, später türkischer Marineminister und nach Beendigung der Balkanwirren Botschafter in Berlin — das waren die führenden Männer der Türken, die auf dem Kriegsschauplatz vorerst in Erscheinung traten.

Zar Ferdinand verlegte sein Hauptquartier nach Stara Zagorn. Hier wurde das Kriegsmanifest am 18. Oktober verlesen. Und von da aus erfolgte



Abdullah-Pascha,
türkischer Führer der Ostarmee.

noch am gleichen Tage der erste bulgarische Vorstoß. Der Krieg war auf allen Linien eröffnet.

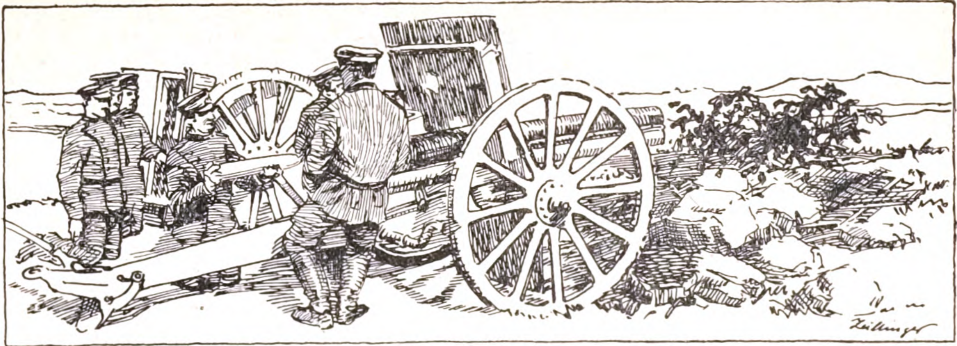
Denn gleichzeitig drangen auch die Serben und Griechen auf türkischem Gebiet ein. Die Montenegriner hatten eine Woche vorher ihre Operationen begonnen und befanden sich bereits im Besitz verschiedener türkischer Forts, gefangener Truppenteile und erbeuteter Waffen. Aber diese Grenzgefechte, so viele Opfer sie vor allem den tollkühnen Siegern selbst kosteten, waren nur ein Kinderspiel gegen das, was bevorstand.

Die Namen Kirkkilisse und Adrianopel bezeichnen die blutgedüngten Stätten dieses Krieges, auf denen das Schicksal der streitenden Mächte entschieden wurde.

Im Norden der Türkei fielen die Würfel über das Los des ottomanischen Reiches. Die Flottenaktionen hatten weniger Bedeutung. Und auch das griechische Heer kam nicht in die Lage, eine Hauptschlacht zu liefern.

Die Bulgaren trugen die größte Last und die größte Verantwortung. Sie erstritten die wichtigsten Siege. Ihnen hätte daher auch der Löwenanteil an den Früchten derselben gebührt. Freilich, es sollte anders ausfallen und diesem ersten Balkankrieg noch ein zweiter folgen zwischen den — Siegern!





4. Kapitel.

Der erste bulgarische Vorstoß gegen Kirkkilisse.

Kirkkilisse, im türkisch-thrazischen Wilajet Adrianopel gelegen, östlich von der Festung Adrianopel selbst, eine Stadt von ungefähr 15 000 meist christlichen, der bulgarischen Nationalität angehörigen Einwohnern, ist früher ganz Europa unbekannt gewesen. Erst die große Schlacht vom 22. und 23. Oktober 1912 hat sie in den Mund aller Menschen gebracht. An ihren Namen knüpft sich der erste glorreiche Sieg der Bulgaren im ersten Balkankrieg.

In Europa war die Ansicht verbreitet, Kirkkilisse sei eine starke türkische Festung, ja man legte sogar dem Feldmarschall von der Goltz das Wort in den Mund, zur Einnahme dieses Platzes würde selbst eine deutsche Armee drei Monate brauchen. Diese Legende erwies sich jedoch in Wirklichkeit unrichtig. Es gab hier im ganzen bloß zwei Forts, Karakotsch und Raklitza, jetzt Ferdinand und Bulgarien geheißen, die dem Kenner einen fast trostlosen Anblick boten. Wie Richard von Mach in seinen „Briefen aus dem Balkankrieg" (Berlin 1913) als Kriegsberichterstatter der „Köln. Ztg." feststellen konnte, fehlten sowohl Panzerbauten wie betonierte Anlagen. Auf den Wällen, etwa sechs Meter hoch, hatte man Unterstände angebracht, aus verfallenem Mauerwerk mit schiefen Holztüren. Alles war vernachlässigt, würde aber auch bei guter Pflege für den Feind kein allzuschwer überwindliches Hindernis dargestellt haben. Kasernen, die wie Kugelfänge im Innern standen, Unterstände, Gräben und Wälle waren schmutzig, überall lagen teils ungebrauchte gute Sachen umher, wie neue Maschinengewehre, teils verfaulender Kram und



Originalzeichnung von H. Zeillinger.

Flucht der Türken nach der Schlacht von Kirkkilisse.

Lumpen. Gut angelegt und sorgsam gearbeitet waren eigentlich bloß die Schützengräben der Verbindungslinien zwischen den Forts.

In der Tat sollte auch um die Befestigung von Kirkkilisse selbst kein Kampf entbrennen. Ehe die Bulgaren in den engeren Umkreis derselben kamen, also schon vor dem 22. Oktober abends, waren die Anlagen von den



General Sawow,
bulgarischer Oberbefehlshaber.

Türken geräumt worden. Diese überraschende Tatsache entsprach vollkommen dem Kriegsplan der bulgarischen Heerführer, die genau wußten, was vom türkischen Widerstand und von der berühmten Festung Kirkkilisse zu halten sei.

Fassen wir daher zunächst die genialen Schöpfer dieses Kriegsplans, den Generalissimus Sawow und den Generalstabschef Fitschew näher ins Auge.

Sawow, 1857 in der türkisch-ostrumelischen Grenzstadt Haskowo geboren, gehörte zu den ersten bulgarischen Offizieren, die in einer heimischen

Militärschule ihre Ausbildung empfangen hatten. Die Generalstabsakademie absolvierte er in Petersburg. Dann besuchte er Frankreich, Österreich-Ungarn und andere Staaten, überall mit dem Studium der betreffenden Armeen beschäftigt. Nach der Schlacht bei Sliwnitza im serbisch-bulgarischen Krieg, an dem er teilnahm, erhielt er die Majorsepauletten.

Zur Zeit Stambulows wurde der unverbrauchte ehrgeizige Mann Kriegsminister. In dieser Eigenschaft entwickelte er sich zum Reformator des ihm anvertrauten Militärs. Die Infanterie mit ihren neuen Mannlicher-



Bulgarische Bergschützen.

gewehren, die Artillerie, die Lieblingstruppe Sawows, mit ihren neuen Kruppkanonen, gewannen nunmehr eine ganz andere Bedeutung. Doch war er klug genug, sich vor dem Sturz Stambulows zurückzuziehen. Nach fünf Jahren angestrengter öffentlicher Tätigkeit verbrachte er drei Jahre als Privatmann wiederum auf Reisen. Hierauf übernahm er die Leitung der Militärschule in Sofia. Die Erziehung der Jugend im nationalen und kriegerischen Sinn betrachtete er in dieser Zeit als seine Hauptaufgabe. Die Befreiung der Mazedonier vom Türkenjoche prägte er seinen Schülern als ihre künftige Lebensaufgabe tief in die Seele ein.

1905 trat Sawow neuerdings an die Spitze des Kriegsministeriums. Er lernte und rüstete unausgesetzt. Er besiegte den Finanzminister und selbst das Parlament. Alles, was die großen Mächte des Erdballs an militärischen Neuerungen einführten, alles, was sich im letzten russisch-japanischen Kriege bewährt hatte, verarbeitete sein rascher Geist für die bulgarische Nation und ihre Armee. Nichts erschien ihm unmöglich, es durchzusetzen. Sein tatkräftiger Wille überwand jeglichen Widerstand. Als glänzender Redner stand er schon im Frieden selbst in der hitzigsten Debatte seinen Mann, und wo immer er kämpfte, da siegte er auch.



General Fitschew,
bulgarischer Generalstabschef.

Generalstabschef Fitschew, geboren 1860 zu Tirnova, zählte sich zur jüngeren Offiziersgeneration Bulgariens. Er hatte in Tirnova das Gymnasium, in Sofia die Militärschule besucht, war unmittelbar vor Ausbruch des serbisch-bulgarischen Kriegs 1885 Leutnant geworden. Nach dem Frieden kam er an die Generalstabsakademie in Turin. Da er über eine gewandte Feder und vor allem über eine ungemein rasche Auffassungsgabe verfügte, stieg er bald zum Chef des Instruktionsbureaus im Kriegsministerium empor. In der Folgezeit veröffentlichte er zahlreiche Beiträge zur Militärwissenschaft.

Später lernte Fitschew als Chef der 1. und hernach als Chef der 2. Division in Thrazien das ganze südbulgarische Gelände gründlichst kennen. Als die Unabhängigkeitserklärung von 1908 einen kritischen Moment in der Geschichte seines Vaterlandes heraufführte, ernannte der neugebackene Zar

seinen Getreuen zum Generalstabschef. Schon damals beschäftigte man sich mit der Idee eines Belagerungskriegs, in dem die Türken geschlagen werden sollten. Fitschew war einer der entschlossensten, aber auch zielbewußtesten Führer der „Kriegspartei“. Das Offizierskorps bewunderte ihn immer mehr als einen modernen Klassiker der Taktik.

Die eigentlichen Schlachtenlenker im ersten Balkankrieg waren auf bulgarischer Seite die Generale Dimitrijew, Iwanow und Kutintschew, von denen der erstgenannte am meisten interessiert, nicht bloß als der Sieger von Kirkkilisse, sondern weil er später in russische Dienste übertrat und, als 1914 Bulgarien auf die Seite Österreich-Ungarns überzutreten drohte, gleich zu Beginn des großen europäischen Krieges sich Rußland vollständig zur Verfügung stellte und aus der heimischen Armee daraufhin mit Schimpf und Schmach ausgestoßen wurde.

Dimitrijew, wegen einer gewissen äußeren Ähnlichkeit mit dem ersten Kaiser der Franzosen, scherzweise Napoleontscheto genannt, hatte ungefähr gleichzeitig mit Sawow auf der Petersburger Generalstabsakademie studiert und erfreute sich schon infolge seiner ungemein gewandten Umgangsformen, seiner großen Bildung und Tatkraft allgemeiner Beliebtheit bei den Soldaten sowohl wie im Publikum.

Der Kriegskorrespondent der Wiener „Reichspost“ Hermenegild Wagner, der im bulgarischen Hauptquartier weilte, die ersten und besten Informationen bekam und als österreichischer Reserveoffizier mit dem Vertrauen des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand ausgezeichnet in jeder Hinsicht zuverlässig berichtete, sucht in seinem fesselnden Werk „Mit den siegreichen Bulgaren“ (Oldenbourg 1912) die Vorgeschichte des ersten entscheidenden Schlages zu erklären:

Man rechnete bulgarischerseits darauf, die Türken bei Kirkkilisse und westlich davon in verschanzten Stellungen zu finden. Wider alles Erwarten begegnete man jedoch bereits nördlich der Linie Adrianopel-Kirkkilisse der türkischen Gegenoffensive. Dieser Vorstoß soll nach türkischen Berichten den Zweck einer gewaltsamen Erkundung der bulgarischen Stellungen gehabt haben, wobei der Feind gezwungen werden sollte, sich zum Kampf zu entwickeln und seine Kräfte zu zeigen, um hierdurch gleichzeitig an der eigenen Vorrückung aufgehalten zu werden. Bevor es jedoch noch zu einem entscheidenden Kampfe käme, sollten die auf Kundschaft ausgezogenen Heereskörper den Rückzug antreten und sich dem Stoß des Feindes entziehen.

Dieser Methode der Rekognoszierung, die im 19. Jahrhundert auch in der europäischen Gefechtslehre eine gewisse Rolle spielte, haftete seit jeher der

Mangel an, daß sie leicht zu nicht beabsichtigten schweren Zusammenstößen mit dem Gegner führte und so aus einer bloßen Erkundung eine vollkommene Niederlage wurde. Die auf einen solchen Kampf unvorbereiteten und ungenügend gedeckten Truppen mußten dann fast immer einen mehr oder minder kläglichen Rückzug antreten.

Die österreichischen Heerführer benutzten diese Methode der Rekognoszierung mit Vorliebe und verloren auf diese Weise entscheidende Schlachten. Daß die von Wagner gemachte Bemerkung vollkommen zutrifft, beweist auch eine Tatsache aus der Geschichte des Krieges von 1914, das für die Franzosen so unglückliche Gefecht von Lagarde, das die Riesenschlacht am Wasgenwald einleitete und die siegreiche Offensive der Deutschen ermöglichen half.

Bei diesen gewaltsamen Erkundungen wird nämlich in der Regel auch viel Infanterie aufgeboten. Diese kann sich, vom Feind angegriffen und



General Kutintschew,
Führer der bulgarischen 1. Armee.

in einen Kampf verwickelt, naturgemäß nicht so rasch und ohne Schaden zurückziehen. Und das Verhängnis ist da. Das war auch bei Kirkkilisse der Fall. Daher gehört es zum eisernen Bestand der deutschen Kriegstaktik, für Erkundungen ausschließlich leicht bewegliche Kavallerie zu verwenden.

Mahmud Mukhtar Pascha, der über seine „Führung im Balkankrieg" später ein Buch zu veröffentlichen unternahm, das auch deutsch erschien (Berlin 1913), hatte wie Sawow die Turiner Generalstabsakademie besucht, also in manchem Betracht eine ähnliche Ausbildung empfangen. Nun sahen sich die beiden im Felde als — Gegner. Das unter seinem Oberbefehl stehende 3. türkische Armeekorps ergriff bei Kirkkilisse die Offensive.

Am 23. Oktober morgens rückten die Bulgaren gegen Mukhtar Paschas Rekognoszierungstruppen vor und erzwangen einen Kampf auf der ganzen Linie, vor allem nach zwei Richtungen: Petra und Kirkkilisse. Bald waren sämtliche hier aufgestellten türkischen Armeekorps in den Kampf verwickelt.

Die Gegend, Waldland und hügelige Weingärten, bot den Türken nur geringe Stützpunkte von Bedeutung. Gleichwohl hielten sie zunächst tapfer stand. Erst am Nachmittag brach unter einigen Redif- (Landwehr), dann aber auch Nizam- (aktiven) Mannschaften eine wilde Panik aus, die in regellose Flucht ausartete und die übrigen Truppen mit fortriß. Abends hatten die Bulgaren bereits die Höhen von Kirkkilisse erklommen und bereiteten einen Nachtangriff auf die Festung vor.



Bulgarische Gebirgsartillerie auf dem Marsche.

Ein gewaltiger Wolkenbruch prasselte hernieder, den vorrückenden Feind schüchterte er jedoch nicht ein. Artillerie zog auf. Die Türken flohen weiter. Und am Morgen des 24. Oktober begann das Bombardement der Stadt, die zum Teil in Flammen aufging. Was übrig blieb, fiel dem Sieger jetzt ohne weiteres in die Hände.

Ein Teil der bulgarischen Infanterie hatte inzwischen ganz Kirkkilisse besetzt, während ein anderer die Verfolgung der Türken in der Richtung nach Bunar Hissar vornahm, um ihnen den Rückzug im Osten abzuschneiden.

In den Weingärten um Kirkkilisse hatte das türkische Heer einen letzten verzweifelten Versuch gemacht, den Feind zurückzuwerfen. Der Versuch mißlang. Der mörderische Kampf war für sie zwecklos. Sie mußten das Feld endgültig räumen. Denn auch ihre Nachhut, die im Südosten unter Oberst Hilmi ihre starke Höhenstellung zu behaupten krampfhaft bemüht war, geriet ins Wanken. Unter schweren Blutopfern nahmen die Bulgaren auch den letzten Hügel im Sturm.

Zahllose Tote hüben wie drüben deckten das Schlachtfeld. Die Sieger machten gegen 1500 Gefangene; 30 Geschütze, 7 Schnellfeuerbatterien, Fahnen und namentlich viel Proviant fielen ihnen als weitere Beute zu.

Von den Türken standen ungefähr 70 000 Mann im Gefecht. Mindestens ebensoviel kämpften auf seiten der Bulgaren.



General Jwanow,
Führer der bulgarischen II. Armee.

Natürlich suchte man nach Erklärungsursachen dieser für das osmanische Reich wirklich grauenhaften Niederlage. Denn auf einen derartigen Zusammenbruch hatten nicht einmal die siegessicheren Bulgaren gerechnet.

Mit dem Gewitterregen allein, der unter den abergläubischen Muselmanen viel moralisches Unheil anrichtete, weil er vielen als deutliches Zeichen eines bevorstehenden göttlichen Strafgerichts erschien, kann man den tragischen Ausgang dieser Schlacht natürlich nicht erklären, obgleich er gewiß nicht ohne nachteiligen Einfluß auf den Gang der Entwicklung war. Die wahren Ursachen saßen tiefer.

Die schlechte Verproviantierung in den entscheidenden Mobilmachungstagen — die Türken zogen hungrig und frierend ins Feld — trug das ihrige zur Niederlage bei. Dieser Umstand erklärte jedoch gleichfalls nicht alles.

Die alte Türkei hatte mit einem Schlag ein neues Gewand angelegt, auch militärisch. Ganz unvermittelt war eine Reform um die andere erfolgt, in überstürzter ziel- und regelloser Hast. Die alten erprobten Offiziere und Soldaten zumeist verabschiedet, junge unerfahrene an ihrer Stelle! Die gläubigen Konservativen von ehedem, wo konnte man sie noch treffen? Die Fortschrittler verzichteten auf die Gebete tanzender Derwische, sie waren liberal, freisinnig, zogen die Christen, die sie übrigens recht schlecht behandelten, zur allgemeinen Wehrpflicht heran.



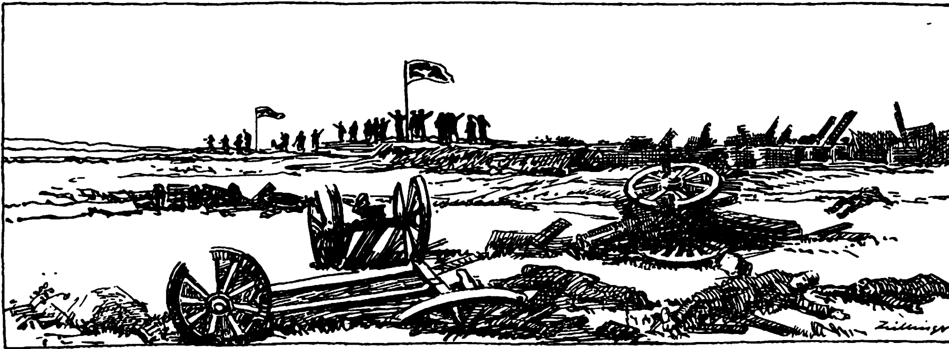
Bulgarin aus Mazedonien.

Der mohammedanische Religionsfanatismus existierte nicht mehr. Dieser gefürchtetste Bundesgenosse aller türkischen Heere, ihr Schwert und ihre Seele, war ausgelöscht. Zwar wehten noch die Fahnen des Halbmonds den kämpfenden Truppen voran, aber die Mannschaften bekannten sich nur mehr teilweise zum Islam und die Offiziere kokettierten mit dem glaubenslosen Zeitgeist oder huldigten ihm ganz offen.

Während die alte und die neue Partei — denn die bisherigen Mächte ließen sich nicht durch ein Dekret verabschieden, sondern rührten sich wenigstens im stillen und verborgenen noch immer — während also die alte und die neue Partei um die Herrschaft rangen und eine Politik der allgemeinen Verwirrung in Konstantinopel Platz griff, vermochte die Wehr-

macht des alten Reiches natürlich nicht den geringsten Aufstieg zu nehmen. Die deutschen Instruktionsoffiziere sprachen in den Wind. Alle militärischen Reformen blieben Theorien oder setzten sich bloß äußerlich in die Wirklichkeit um. Und die zahlreichsten Deserteure kamen aus den christlichen Truppenteilen. Sie lockerten die ohnehin entwurzelte Disziplin der türkischen Armee noch mehr. Das war der wahre Anfang vom Ende, das jetzt wie ein Blitzschlag jäh hereinbrach, unerwartet freilich bloß für die Türken und diejenigen, die den Verhältnissen vollkommen unwissend gegenüberstanden. Die Bulgaren wußten aber, woran sie waren und warum sie gerade jetzt kämpfen und — siegen mußten.





5. Kapitel.

Einzelheiten aus der Schlacht bei Kirkkilisse und die Bedeutung des bulgarischen Sieges.

Ein deutscher Major, Eugen Zwenger, der als Kriegsberichterstatter im türkischen Lager sich aufhielt, schilderte seine „Erlebnisse mit den Türken im Balkankriege" (Berlin 1913), konnte aber ebensowenig wie andere Korrespondenten, die in Unterstützung der bulgarischen Siegesaussichten nach Konstantinopel statt nach Sofia geeilt waren, Kirkkilisse selbst in Augenschein nehmen und aus erster Quelle schöpfen. Denn die Türken suchten naturgemäß die erste Niederlage möglichst zu vertuschen, ja den Rückzug zunächst als beabsichtigte Kriegsoperation ihrerseits hinzustellen. Die Berichterstatter wurden hin und her getrieben, ebenso ziel- und planlos wie die geschlagene Armee selbst und waren froh, als sie endlich in der Nähe vom Bahnhof Tschorlu einen Standort angewiesen bekamen.

Tschorlu befindet sich weit im Südosten von Kirkkilisse, hinter Bunar Hissar und Lüle Burgas, bereits in der Nähe des Meeres. Hier schlug jetzt in den letzten Oktobertagen die türkische Armee ihr Hauptquartier auf.

Major Zwenger war es gelungen, einen Flüchtling von Kirkkilisse sprechen zu können und von ihm Einzelheiten zu erfahren, die des Interesses nicht entbehren.

Darnach marschierten die Türken in der Nacht vom 22. zum 23. Oktober über Raklica auf Petra, 70 000 Mann stark, mit 5 Regimentern Feld-



Das von den Bulgaren eroberte Kirkkilisse.

artillerie von Kirkkilisse aus vor, weil die Meldung eingelaufen war, daß die Bulgaren bei dem Blockhaus Derekjoj die Grenze überschritten hätten.

Als die türkische Vorhut, das 3. Infanterieregiment, beim Morgengrauen Petra erreichte, platzte sie ganz unerwartet mit der bulgarischen Infanterie zusammen, während fast gleichzeitig die gegnerische Artillerie von der Höhe nördlich bei Petra das Feuer auf die Vorhut eröffnete.

Es entspann sich ein erbittertes Dorfgefecht, bei dem die türkische Vorhut bis auf 50 Mann aufgerieben wurde. Der Rest floh in Auflösung zurück und brachte nur Verwirrung in die bisher festgefügten Heeresmassen der Hauptsäule. Nun entschlossen sich die Türken aber doch zu einem entschiedenen Vorstoß gegen die Bulgaren und strebten der Höhe von Petra zu. Trotz dem starken Feuer der bulgarischen Artillerie planten sie einen Sturm und warfen sich etwa einen Kilometer von Petra entfernt zum Feuergefecht nieder.

Die türkische Artillerie konnte der an Zahl weitaus überlegenen bulgarischen nicht Herr werden, zudem litt sie gewaltig unter dem feindlichen Maschinengewehrfeuer.

Der moralische Halt begann zu schwinden, und als die Soldaten sahen, daß selbst die Offiziere zurückzuweichen begannen, ermatteten alle. Die Mannschaft rutschte auf dem Bauch zunächst den Hang hinunter, bis sie in Deckung war, und dann lief alles zurück.

Als die türkischen Infanteristen an der Artillerie vorbeikamen, merkten sie, daß die Geschütze von der sie bedienenden Truppe bereits verlassen waren. Auch die Protzen hatten die Flucht ergriffen.

Daß die Artillerie große Verluste erlitten hätte, konnte allerdings nicht festgestellt werden. Nur ganz vereinzelt lagen tote Pferde herum. Man war anscheinend ohne Kampf von den Kanonen weggelaufen.

Der türkische Rückzug ging in der Folge unaufhaltsam weiter, auch an den Befestigungen von Kirkkilisse wurde noch nicht halt gemacht. Erst in der Stadt selbst sammelten sich die geschlagenen Kräfte wieder.

Die Bulgaren hatten nur wenig nachgedrängt und besetzten erst am Abend die Erdwerke von Kirkkilisse.

Die Türken lagen ihnen eine unendlich lange Nacht, Gewehr bei Arm gegenüber. Verpflegung hatten sie nicht. Auch litten sie stark unter Durst.

Bei Morgengrauen setzte das Feuer der Bulgaren wieder ein, das die Türken lebhaft erwiderten. In den Weingärten von Kirkkilisse tobte ein letzter starker Kampf. Doch beteiligten sich an ihm nur wenige Batterien, besaßen doch die meisten keine Munition mehr.



Bulgarische Artillerie. Oben links auf der Anhöhe König Ferdinand von Bulgarien.

So hielten sich die Türken bis gegen Mittag. Dann nahmen auch die letzten Reißaus. Zunächst wichen die etwa 5000 Mann Freiwilligen, trotz ihrer stolzen Devise auf den Fes: „Siegen oder sterben!“ Dann hub die fluchtartige Retirade des gesamten Heeres an. Vor allem, nachdem man die Mauern der Stadt hinter sich hatte und im freien Feld war, stürmte alles im Eiltempo dahin. Ein Teil traf den gerade vom Bahnhof abfahrenden Eisenbahnzug, andere flohen zu Fuß nach Viza. So endete die Schlacht bei Kirkkilisse auch moralisch mit Jammer und Schrecken.

Ein Verwundetenpfleger vom Roten Kreuz schilderte die Eindrücke, die er auf dem Schlachtfeld empfing, in erbarmungswürdiger Weise: Welcher



Ärzte und Krankenpfleger vom Roten Halbmond begeben sich auf den Kriegsschauplatz.

Jammer, welches entsetzliche Elend! Ein fürchterlicher Blutgeruch, giftige Pulverdämpfe, Tod und Verwüstung überall, wohin man blickte! Glücklich noch diejenigen, die sofort tot waren, als das verhängnisvolle Blei sie traf, denn entsetzlich waren die Verstümmelungen, welche die kurdischen Teufel an den armen Verwundeten verübt hatten. Meistens waren den Opfern die Augen ausgestochen, Nase und Ohren abgeschnitten, vielen der Bauch aufgeschlitzt! Es war furchtbar, diese Bedauernswerten zu sehen, die noch vor wenigen Wochen als friedliche Bauern ihren häuslichen Geschäften nachgegangen waren. Mehrere Stunden arbeiteten wir angestrengt, die Lazarette wurden voll, übervoll. Die Ärzte wetteiferten in Ausübung ihres schweren Berufes, Ambulanzen mit Leichtverwundeten wurden rückwärts weiter transportiert, nach den Hospitälern an der Grenze.

Handschare, Messer und Gewehrkolben, Tatarenbeile, ja selbst die bloße Faust und die Zähne hatten die Verteidiger der festen Stellungen beim Kampf benützt. Man sah mehr als einen Barbaren, dem die Gurgel durchgebissen war. Viele gefangene bulgarische Soldaten waren von den Kurden, den grausamsten Soldaten des türkischen Heeres, gepfählt worden.

Die christlichen Soldaten der Besatzung ergaben sich während des großen Ringens ohne weiters scharenweise. Dagegen kämpften von den Mohammedanern manche wie Löwen und wurden dann erst niedergemacht, bis sie von den Ihrigen verlassen, einsam streitend, sich nicht mehr halten konnten.

Gewiß bedeutete dieses erste Treffen keinen den Ausgang des Krieges selbst endgültig bestimmenden Schlag. Man stand erst am Anfang des Kampfes. Aber es erhellte blitzartig die ganze Situation. Es deckte die Fehler und Mängel der türkischen Armee, die Vorzüge der Bulgaren auf, hob hier die Siegeszuversicht und lähmte dort die Angriffslust.

Zur Verteidigung gedrängt kämpft man ganz anders als in der Offensive. Die Eroberungslust ist dahin. Man glaubt an keinen Gewinn, an keine Beute mehr, man sucht nur zu retten, was zu retten ist. In dieser Lage befanden sich jetzt schon die Türken nach der ersten Kriegswoche.





6. Kapitel.

Der Marsch der Serben nach Kumanowo und Üsküb.

Während die Bulgaren bei Kirkkilisse blutige Arbeit hatten, blieben auch die Serben nicht müßig. Sie strebten der alten serbischen Residenzstadt Üsküb zu. Vorher jedoch mußte Kumanowo den Türken entrissen werden.

In Konstantinopel hatte man die serbische Armee natürlich noch mehr unterschätzt als die bulgarische. Es standen daher nur etwa 25 000 Türken unter Zekki Pascha der Hauptmacht des Feindes, der sich in Überzahl befand, gegenüber. In einem freilich waren jene diesem voraus, in einem grenzenlosen Übermut. Man machte sich über die „armen Serben" allgemein lustig und meinte: „Wenn sie sich zu rühren wagen, jagen wir sie mit Fußtritten nach Belgrad und werfen sie in die Donau." Es kam anders.

Kronprinz Alexander empfing bei Kumanowo die Feuertaufe. Seine ungefähr 35 000 Mann starken Truppen hielten sich heldenhaft.

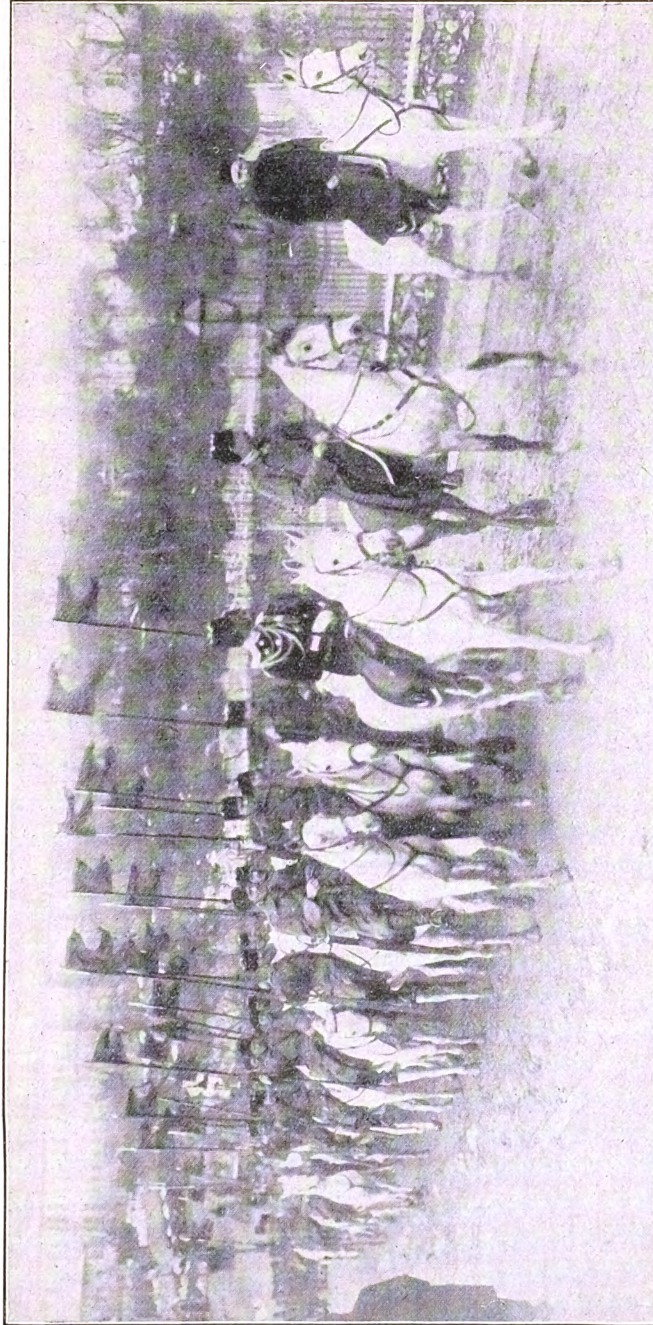
Das Gefecht begann spät abends am 23. Oktober und währte die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag. Die türkischen Schanzen waren von Artillerie stark besetzt, die ein überaus heftiges Feuer eröffnete. Trotzdem gingen die serbischen Infanteristen zu einem Frontalangriff über, das Bajonett in der Hand. So stürmten sie unter kolossalen Verlusten die Stellung des Feindes.

Ein fester Platz, der sogenannte Rote Felsen, der in den mittelalterlichen Kämpfen zwischen Kreuz und Halbmond wiederholt eine Rolle gespielt hatte, wurde von den Türken mit Zähigkeit behauptet. Es kam hier sogar zu einem



Reitergefecht bei Lüle-Burgas.

Originalzeichnung von H. Zeillinger.



Türkische Ulanen.

Handgemenge, bei dem nicht mehr die militärischen Waffen, sondern Faust und Dolch entschieden.

Im ganzen kostete die Schlacht beiden Parteien etwa 8000 Tote und Verwundete. Das Völkerrecht besaß keine Geltung. Vor allem die Arnauten, Freischärler, die auf seiten der Türken kämpften, erregten durch ihre barbarische Grausamkeit wahrhaft Entsetzen. Die Serben zahlten ihnen mit gleicher Münze heim.

Niemand wurde geschont. Ganze Dörfer wurden eingeäschert, wehrlose Frauen hingemordet, Säuglinge erdrosselt, Greise erschossen.

Und diese Taktik besaß Geltung auf dem gesamten Balkan-Kriegsschauplatz. Am wildesten freilich hausten Arnauten und Serben. . . .

Einem englischen Kriegsberichterstatter gelang es, von einem Augenzeugen Genaueres über das Gefecht bei Kumanowo zu erfahren. Darnach befand sich die türkische Streitmacht, bestehend aus regulären und irregulären Truppen, im ganzen rund 25 000 Mann, in guter Stellung nordwestlich von der Stadt. Als die Gegner miteinander in Fühlung kamen, versuchte der türkische Kommandant die Serben, die unter dem persönlichen Oberbefehl des Kronprinzen Alexander standen, in eine gefährliche Stellung auf dem Wege nach Kumanowo zu bringen. Die List mißlang aber. Der serbische Kommandant führte eine weite Seitenbewegung aus und trieb die Türken, die sich mit der allergrößten Entschiedenheit widersetzten, zu einem Punkt südöstlich von der Stadt. Dann trat eine Ruhepause bis Mittwoch spät nachts ein.

Die Türken ergriffen in der Folge die Offensive und machten bei klarem Mondschein einen Angriff auf die serbischen Stellungen. Auf beiden Seiten wurde hartnäckig bis zum Tagesanbruch gekämpft. Jetzt endlich brach die Offensive des Feindes zusammen.

Aber am Tag begann der Kampf neuerdings, und erst um fünf Uhr nachmittags traten die Türken den vollen Rückzug an unter Zurücklassung großer Mengen Munitionsvorräte und 18 Kanonen. Der Kronprinz benahm sich höchst unerschrocken. Er munterte die Soldaten in den Reihen auf, während die Kugeln pfiffen. Prinz Alexis, ein Vetter des Königs, beteiligte sich mit dem achtzehnjährigen Sohn des Ministerpräsidenten Pasitsch gleichfalls am Kampfe.

Die meisten Opfer erforderte der Sturmangriff gegen die türkischen Batterieverschanzungen. Die Türken erlitten anfangs relativ wenig Verluste, gerieten aber auf dem Rückzuge unter ein verheerendes serbisches Artilleriefeuer und wurden im späteren Verlaufe des Rückzuges von der ser-



Serbische Bauern, Reservistentypen, wie sie zu Tausenden in die Armee eingereiht wurden.

bischen Kavallerie verfolgt und nach verschiedenen Richtungen zersprengt. Das Schlachtfeld bot ein grauenhaftes Bild. Zur Illustrierung der Wirkung des serbischen Artilleriefeuers wurde angeführt, daß drei türkische Eskadronen innerhalb vier Minuten bis auf den letzten Reiter getötet wurden.

Die Stärke der am Kampf beteiligten serbischen Truppen betrug 35 000 Mann. Die Vorrückung der Truppen, besonders der Artillerie, war infolge des starken Regens außerordentlich erschwert. Das 18. und 7. Infanterieregiment traten zuerst in das Feuergefecht ein und zwangen 500 Arnauten



Der Sultan (×) mit dem Oberbefehlshaber Nazim Pascha ( ) auf dem Bahnhof in Konstantinopel zur Verabschiedung von den ausziehenden Truppen.

zur Übergabe, die indessen trotz der gezeigten weißen Flagge auf eine Entfernung von 15 Schritten auf die serbischen Truppen feuerten. Es kam zu einem furchtbaren Blutbad, in welchem die Serben große Verluste erlitten, aber auch sämtliche Arnauten getötet wurden.

Nun stand den Siegern der Weg nach dem Südosten offen und sie beschritten ihn in größter Eile. Üsküb hieß ihr nächstes Ziel.

40 Kilometer von Kumanowo entfernt erhebt sich Üsküb, serbisch Skoplje geheißen, bis zum Krieg die Hauptstadt des türkischen Wilajets Kosowo, malerisch auf einem Hügel gelegen, Eisenbahnstation der Strecke Belgrad—Saloniki.

Üsküb zählt ungefähr 40 000 Einwohner, hat lebhaften Handel, zeichnet sich durch starke Gerberei und Färberei aus, ist der Sitz eines griechisch- und albanesisch-katholischen Erzbischofs, sowie eines orthodoxen Bischofs und kann auf eine alte Geschichte zurückblicken. Für die Serben stellte es jederzeit ein begehrenswertes Objekt dar.

Schon am 25. Oktober verließen die fremden Staatsangehörigen, soweit sie abreisen konnten, die unruhige, geängstigte Stadt. Die Konsulate be-



Bulgarische Soldaten künden an, daß ein Dorf verbrannt wird.

reiteten sich auf den bevorstehenden Angriff vor, indem sie Erdgänge graben ließen, die den Ihrigen bei einer Beschießung Schutz bieten sollten. Der türkische Generalgouverneur warnte vor Ausschreitungen gegen die zahlreichen hier ansässigen Christen. Die Bitten derselben, man möge Üsküb beim Herannahen des Feindes keinem Kampf aussetzen, sondern friedlich übergeben, fanden jedoch kein Gehör. Alle Akten u. dgl. wurden rasch nach Saloniki gebracht. Ein erbittertes Ringen um den Besitz der Stadt schien bevorzustehen.



Türkische Infanterie während einer Rast.

Die ursprüngliche Absicht der Türken, Üsküb um jeden Preis zu halten, mußte schließlich jedem Vernünftigen einleuchten. Lief doch hier das ganze mazedonische Straßennetz in einem wichtigen Punkt zusammen. Der Eisenbahnverkehr nach Nisch und Mitrowitza war nur über diese Station möglich. Und so bedeutete die Stadt einen überaus wichtigen Platz für die natürliche Konzentrierung der ganzen türkischen Westarmee.

Allein das Unbegreifliche geschah. Im letzten Augenblick wurde Üsküb ohne Schwertstreich den Serben überlassen. Am 26. Oktober nachmittags marschierte ihre Armee in der so leicht eroberten Stadt ein.

Die Bedeutung dieses Erfolges lag für sie klar auf der Hand. Der für weitere Truppennachschübe ungemein wertvolle Katschanikpaß war den Türken entrissen. Zudem hatte man jetzt eine Stadt in Händen, konnte daher bessere Vorkehrungen für die Pflege Verwundeter und die Verproviantierung der weiter vorrückenden Truppen treffen.

In Üsküb war der große Serbenheld Stephan Duschan vor mehr als einem halben Jahrtausend zum Zaren gekrönt worden. Mit welchem Gefühl mochte daher der junge Kronprinz mit dem Siegernamen Alexander von diesem Orte Besitz ergreifen.

Im serbischen Hauptquartier zu Vranja wollte der Jubel über die so rasch aufeinanderfolgenden Triumphe kein Ende nehmen. Die königliche Gardekapelle mußte immer wieder patriotische Weisen spielen. Und neben den Nationalhymnen der verbündeten Balkanstaaten erklangen merkwürdigerweise auch die Marseillaise, das englische Königs- und russische Kaiserlied. Ein österreichischer Hochverräter, der tschechisch-radikale Abgeordnete Klofatsch, ermunterte durch seine persönliche Anwesenheit diese offenbar auch gegen Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich gerichteten Demonstrationen.

Man jubelte zu früh. Nur ein paar Jahre später. Und Serbien und die ganze große, gewaltige „Triple-Entente“, der stolze Dreiverband, Rußland, Frankreich und England sollten traurigere Niederlagen erleben als der „kranke Mann“ bei Kumanowo und Üsküb.





7. Kapitel.

Die Schlacht bei Lüle-Burgas und ihre Folgen.

Als der Sieg von Kirkkilisse in Sofia bekannt geworden war, zogen Tausende vor das Kriegsministerium, wo der Kriegsminister Nikiphorow selbst die amtliche Meldung ausgab: „Losengrad — die bulgarische Bezeichnung für Kirkkilisse — ist gefallen. Der Feind ist vollständig geschlagen und flüchtet eben in furchtbarer Unordnung. Wir haben zahlreiche Trophäen. Nachher kommen Einzelheiten. Es lebe Bulgarien! Hurra! Hurra! Hurra!" Inzwischen bereiteten sich die Sieger bereits auf eine neue Feldschlacht vor. Zeit zum Ausruhen nahmen sie sich nicht.

Die bulgarische Hauptmacht teilte sich. Der westliche Flügel bewegte sich gegen Adrianopel, um dieser Festung Herr zu werden, der östliche rückte längs des Schwarzen Meerufers und parallel mit diesem tatkräftig vorwärts in der Richtung nach Konstantinopel. Die Türken suchten die Linie Eski Baba und Viza zu halten und sich da zu verschanzen. Allein schon zwei Tage nach der Schlacht bei Kirkkilisse wurden sie auch hier überrannt und mußten zurückweichen bis Lüle-Burgas.

Zahlreiche Wellenberge und Wellentäler, dürftig mit Heidekraut und Gestrüpp bewachsen, bildeten das Terrain des neuen Kampfplatzes. Der Mangel an wirklichen Straßen in dieser Einöde, die nur ab und zu eine dorfähnliche menschliche Ansiedlung aufwies, erschwerte beiden Parteien die Kriegführung wesentlich.

Die erste und dritte bulgarische Armee gedachten anfangs gemeinsam vorzugehen. Während die zweite, mit der Belagerung Adrianopels beschäftigt,



Die türkische Festung Adrianopel, die am 26. März nach fünfmonatiger Einschließung einem Sturmangriff der bulgarisch-serbischen Belagerungsarmee erlag.

Unsere Reliefskizze gibt einen Überblick über die Festung und die Stellung der Belagerer.

abseits stand, sollte der linke Flügel der dritten unter General Dimitrijew den über Bunar Hissar fliehenden Truppen Mahmud Mukhtar Paschas nachsetzen, der rechte Flügel mit der ersten Armee unter General Kutschinew jedoch gleichzeitig im Süden bei Lüle-Burgas durchdrücken.

Demgegenüber beschloß das türkische Oberkommando über Viza und Bunar Hissar die Offensive zu ergreifen, um Kirkkilisse wiederzugewinnen und auf dem andern Flügel bei Lüle-Burgas nur so viel Kräfte festzuhalten, als nötig waren, um diese feste Stellung gegen Angriffe der Bulgaren zu behaupten.

Tatsächlich gelang es den im Osten jetzt mit einer großen Übermacht und entschlossener Zähigkeit operierenden Türken, den bulgarischen Vormarsch nicht bloß zum Halten zu bringen, sondern auch zum Rückzug nach dem bereits siegreich verlassenen Kirkkilisse zu veranlassen.

Doch kaum hatten die Bulgaren die drohende Gefahr bemerkt, als sie mit Heranziehung aller Reserven bereits am Morgen des 29. Oktober vorgingen, mit unbeschreiblichem Feuer Bunar Hissar wieder eroberten und den Feind südlich davon zurückwarfen.

Volle zwei Tage und Nächte währte das Ringen um diese Stellung. Denn die Türken besaßen nach wie vor eine große Übermacht und wichen nur nach erbitterten Einzelgefechten. Jede Fußbreit des Bodens mußte tatsächlich durch Blut erkauft werden. Beide Gegner kämpften bis zur Erschöpfung. Es war ein Schlachten im vollsten Sinne des Wortes, „na nosch!“ (aufs Messer), wie der Schlachtruf der bulgarischen Infanterie lautete.

Die Bahnlinie, die von Adrianopel südöstlich über Eski-Baba nach Lüle-Burgas führt, war inzwischen längst zerstört worden. Und die Türken hatten daher nur zu Fuß nach dem letztgenannten Ort flüchten können. Die meisten Armeekorps waren zersprengt. Der Oberbefehlshaber Nazim Pascha befand sich seit dem 25. Oktober in Tschorlu. Den Aufenthalt Abdullah Paschas, der in Thrazien kommandieren sollte, kannte zunächst niemand. Alles befand sich anfangs in völliger Auflösung und nur mühselig gelang es, die nötige Konzentrierung der Truppen in der Mitte zwischen Bunar Hissar und Lüle-Burgas für die Entscheidungsschlacht durchzuführen. Diese Konzentration ergab immerhin die stattliche Macht von 150 000 Mann.

Die Schlacht währte drei Tage und endete am 31. Oktober mit einem vollen Sieg der Bulgaren. Am leidenschaftlichsten verlief der letzte Tag des Kampfes. Der Angriff begann des starken Nebels wegen erst um 10 Uhr vormittags. Schon seit Frühmorgen hatte jedoch die bulgarische Artillerie ein heftiges Feuer auf den Feind gerichtet. Die Truppen nahmen die Richtung

auf die Schützengräben östlich von der Stadt Lüle-Burgas, die während der Nacht von den Türken wieder besetzt worden waren. Zuerst umfaßte bulgarische Infanterie die rechte Flanke des Feindes. Dies glückte vollkommen. Dann wurde die linke fest eingeschnürt. Die türkische Artillerie auf den Anhöhen war bald zusammengeschossen. Nur die Infanterie blieb noch in den Schützengräben, konnte aber dem Schrapnellfeuer der Bulgaren nicht lange stand halten. In regelloser Flucht strömten die Türken zurück. Um 12 Uhr mittags war die feindliche Stellung endgültig erobert. Und die Artillerie nahm die Verfolgung des Gegners in der Richtung nach Südost mit un-



Türkische Infanterie.

gehemmtem Eifer auf. Das 4. türkische Armeekorps mit allen seinen Hilfstruppen, das ganze thrazische Heer war vollständig geschlagen und trachtete in Tschorlu einen letzten Rückhalt zu finden. Mit einem betäubenden wilden Schlachtgeschrei stürmten die bulgarischen Infanteristen oft ohne jede Unterstützung von Artillerie und ohne selber zu schießen mit dem Bajonett die festen Stellungen des Feindes. Die Feuerlinie blieb unbeachtet. Auf den Zuruf der Offiziere hörte man nicht.

Und ebenso todesmutig wie die regulären Truppen bewährten sich die Reservemannschaften, die in ihrer Zivilkleidung, lediglich mit Gewehr, Bajonett und Patrongürtel ausgestattet, auf den Nichtkenner einen etwas zweifelhaften Eindruck machten, aber in ihrer Kampftüchtigkeit hinter den aktiven kaum zurückstanden.

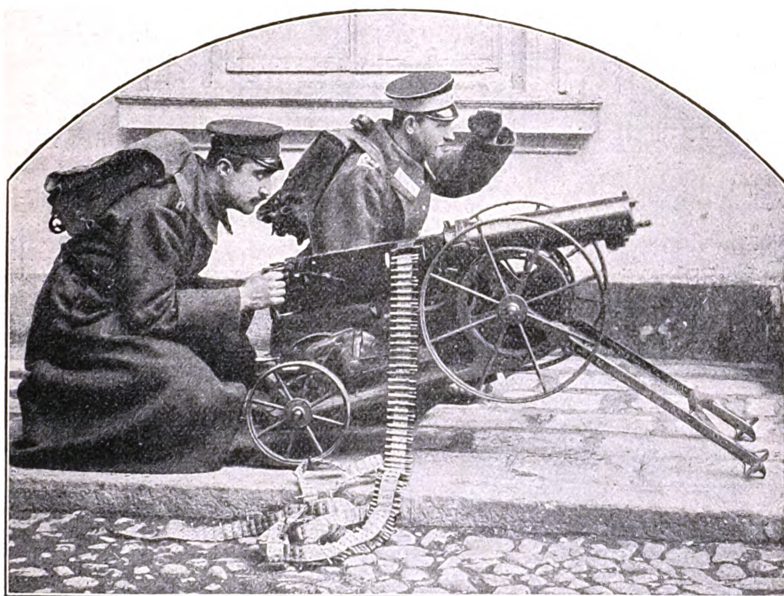
Deshalb waren die Verluste für die Bulgaren auch so kolossal, gewaltiger als für die Türken. Bei Bunar Hissar allein verlor der Sieger 40 000 Mann. Ganze bulgarische Divisionen wurden vernichtet, und hätten nicht später die Serben mindestens 80 000 Mann Ersatztruppen eingestellt, so wäre es unmöglich gewesen, den Türken nach der Schlacht von Lüle-Burgas nochmals mit einiger Aussicht auf Erfolg zu begegnen.

Kein einziges bulgarisches Regiment befand sich mehr in der Reserve, jede einzelne Kompagnie stand bereits in der Front. Hätte Rumänien in diesem Augenblick eingegriffen, so wäre eine Niederlage der Verbündeten unausbleiblich gewesen.

Ein General fragte einen selbst schwerverwundeten Bataillonskommandanten, warum die Mannschaft vor überflüssigem Blutvergießen gleich anfangs so wenig geschont worden sei, und bekam zur Antwort: „Es war das erste Gefecht. Zum erstenmal hörten unsere Burschen die Kugeln pfeifen. Durfte ich da zurückgehen? Ich sagte mir, einmal angebissen, heißt es durchhalten, und wenn wir alle fallen, was liegt daran? Hinter uns kommen andere.“

Über die Tapferkeit und Widerstandskraft der Türken bei Lüle-Burgas gingen die Urteile auseinander. Wenigstens schilderte der deutsche Major Zwenger die Verfassung der geschlagenen Armee, die er mit eigenen Augen studieren konnte, geradezu trostlos: „Bei einem Bataillon ritt ein Offizier, der uns durch seine bessere Kleidung und sein ganzes Aussehen auffiel. Ich ritt zu ihm heran und stellte durch Befragen fest, daß dieser Herr direkt aus Wiesbaden kam, wo er bis jetzt Dienst bei dem 80. Infanterieregiment getan hatte. Es war ihm offenbar sehr peinlich, daß wir die Truppe in diesem bummeligen Zustande sahen und er gab sich gemeinsam mit seinem Bimbaschi, seinem Major, große Mühe, etwas mehr Ordnung in die Marschkolonne hineinzubringen. Der Erfolg war allerdings nur ein sehr geringer, darüber wurden wir gleich darauf belehrt. Als wir nämlich unsern Weg an der Truppe vorbei weiter fortsetzten, hörten wir auf einmal ein heftiges Gewehrfeuer in unserer unmittelbaren Nähe. Wir dachten an einen feindlichen unerwarteten Flankenvorstoß, der wohl im Bereiche der Möglichkeit lag. Doch was war geschehen? Ein Teil der Marschkolonne hatte halt gemacht und hatte ein Schnellfeuer auf einen unglücklichen Hasen eröffnet, allerdings ohne greifbaren Erfolg. Das nennt man in der Türkei Marschdisziplin! — Wir verließen diese Truppe und strebten wieder der Hauptstraße zu. Hier hatte sich die Zahl der Zurückflutenden noch erheblich vermehrt, und man ergriff Maßregeln, die Fliehenden aufzuhalten. Höhere Adjutanten, von Ordonanzreitern und Kavalleriepatrouillen begleitet, sprengten im Galopp heran.

Die Offiziere beschworen die Leute im Namen Allahs, in die Front zurückzukehren, um den zurückweichenden linken Flügel zu stützen. Doch die Flüchtenden verzichteten lieber auf die ihnen im Koran versprochenen siebzig Frauen im siebenten Himmel im Falle, daß sie vor dem Feinde fielen. Mehr Eindruck machte sichtlich die flache Säbelklinge, die unerbittlich von seiten der Ordonnanzen gehandhabt, auf den Rücken der Drückeberger niedersauste. — So sahen die Truppen aus, mit denen man die siegreich vordringenden Bulgaren aufzuhalten gedachte! . . . ."



Bulgarisches Maschinengewehr.

Der Erfolg des Sieges bei Lüle-Burgas war nicht so groß, wie man anfangs annahm. Denn es gelang weder, irgend einen Flügel der fliehenden türkischen Armee zu umzingeln, noch ihr die Wiederaufnahme einer letzten festen Stellung, an der Tschataldschalinie nämlich, unmöglich zu machen. Der Aufmarsch der beiden Armeen erklärt dies vollauf. Denn da der Hauptstoß der Bulgaren nicht im Osten bei Bunar Hissar erfolgte, wodurch die Türken von ihrer natürlichen Rückzugsrichtung abgedrängt und zerschmettert worden wären, sondern im Südwesten der Front bei Lüle-Burgas, entsprechend der hier ursprünglich offensiv vorgehenden türkischen Übermacht, rettete der Feind wenigstens das, was zu retten war, den Kern seines Heeres.

Die Türken gingen mit dem rechten Flügel über Strandscha, mit dem Zentrum über Tscherkesköj und mit dem linken Flügel über Tschorlu zurück. In dem Tschataldschaabschnitt, wo sie sich verschanzen sollten, waren bereits 4 syrische und 3 anatolische Armeedivisionen zur Verstärkung herangezogen worden.

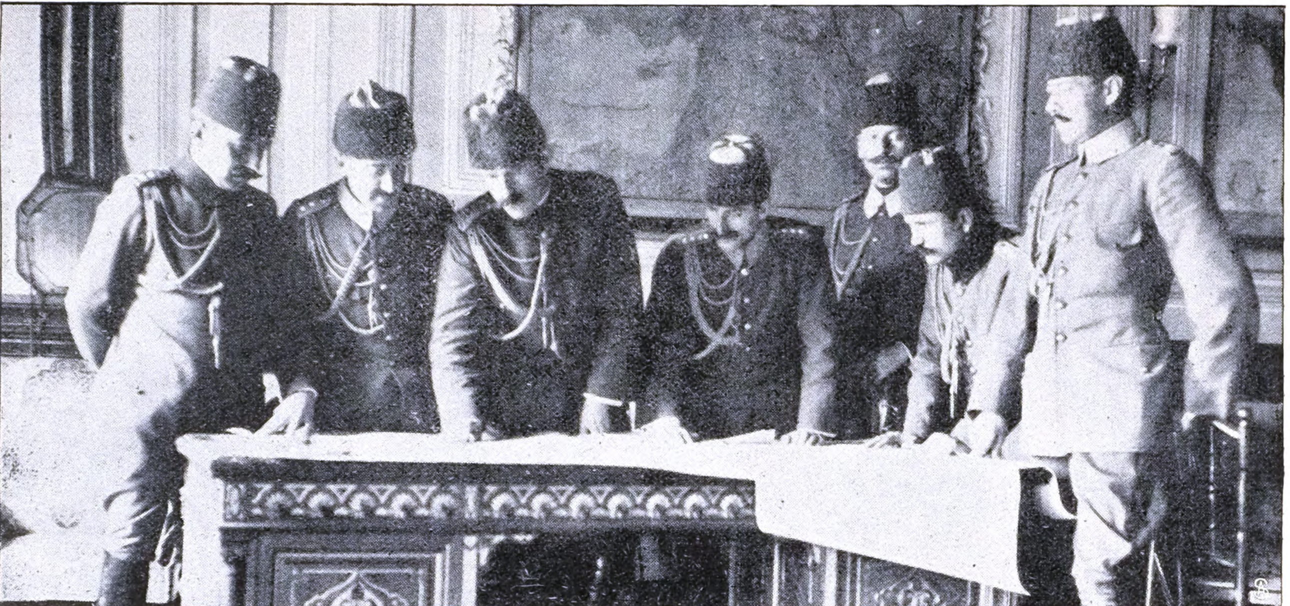
Aber es fehlte natürlich allenthalben der ungebrochene Kampfesmut. In gedrücktester Stimmung, voll Pessimismus rückten selbst die Offiziere ein. Vergeblich war vom tapfern Muktar Pascha am 2. November ein letzter Vorstoß versucht worden, vergeblich hatte er sich persönlich an die Spitze von zwei Bataillonen gestellt und mit stürmender Hand zwei bulgarische Batterien genommen. Diesem Einzelerfolg stand der gänzliche Mißerfolg bei Lüle-Burgas gegenüber, die Ursache dieses jämmerlichen Rückzugs. Die Türken fühlten sich jetzt wirklich geschlagen. Der ohnehin bedenklich angefressene Geist der Truppen geriet völlig ins Schwanken. Das Vertrauen auf die eigene Kraft und den Scharfblick der Führer besaß niemand mehr.

Vielfach nur in Lumpen gehüllt, hasteten die unterernährten türkischen Soldaten — die Normalration: ein tellergroßer Laib Brot und sonst nichts erwies sich eben längst als unzureichend — bei strömendem Regen über das aufgeweichte lehmige Erdreich mühselig zurück. Wahrhaft ein Bild des Jammers und der bittersten Not!

Auf der Flucht gingen rund 40 Feldbatterien verloren. Nicht die Bedienungsmannschaft trug die Schuld, sondern das schwierige Terrain und vor allem die fehlende Fühlungnahme zwischen den einzelnen Truppenteilen. Wie sollte sich die Artillerie helfen, wenn die Infanterie einfach davon lief? Die Bulgaren waren wie Wind und Blitz den Geschlagenen auf den Fersen. Wollten diese nicht in Gefangenschaft geraten, so mußten sie wohl oder übel die Geschütze im Stich lassen und mit Hilfe ihrer Pferde diese und sich selbst möglichst rasch in Sicherheit bringen.

Inzwischen merkte auch die Bevölkerung von Konstantinopel, daß die ihr ursprünglich mitgeteilten Siegesnachrichten, und nur solche, noch dazu in übertriebenem Maß wurden seit Beginn des Krieges verbreitet, der Wirklichkeit durchaus nicht entsprachen.

Täglich kamen immer mehr Züge Verwundeter in der Hauptstadt an. Und was man aus den Zeitungen nicht erfahren durfte, sprach sich allmählich von Mund zu Mund. Bald sah man noch schwärzere Bilder als der Wirklichkeit entsprachen und malte sich bereits den Einzug des Zaren Ferdinand in der alten Haghia Sofia, der türkischen Hauptmoschee Konstantinopels, mehr als abenteuerlich aus.



Türkische Generalstabsoffiziere beim Studium der Kriegslage.

Bei alledem zeigte sich wieder einmal, wie töricht eine die Tatsachen färbende Preßzensur ist. Hätten die türkischen Blätter nichts gemeldet, es wäre besser gewesen, es wäre wenigstens die Glaubwürdigkeit der Behörden nicht erschüttert worden. So aber erblickte man jetzt in jeder amtlichen Depesche eine bewußte Irreführung der Öffentlichkeit und erregte eine Verbitterung, die den glimmenden Funken einer neuen Revolution beständig anzufachen drohte.



Bulgarische Patrouille vor Adrianopel.

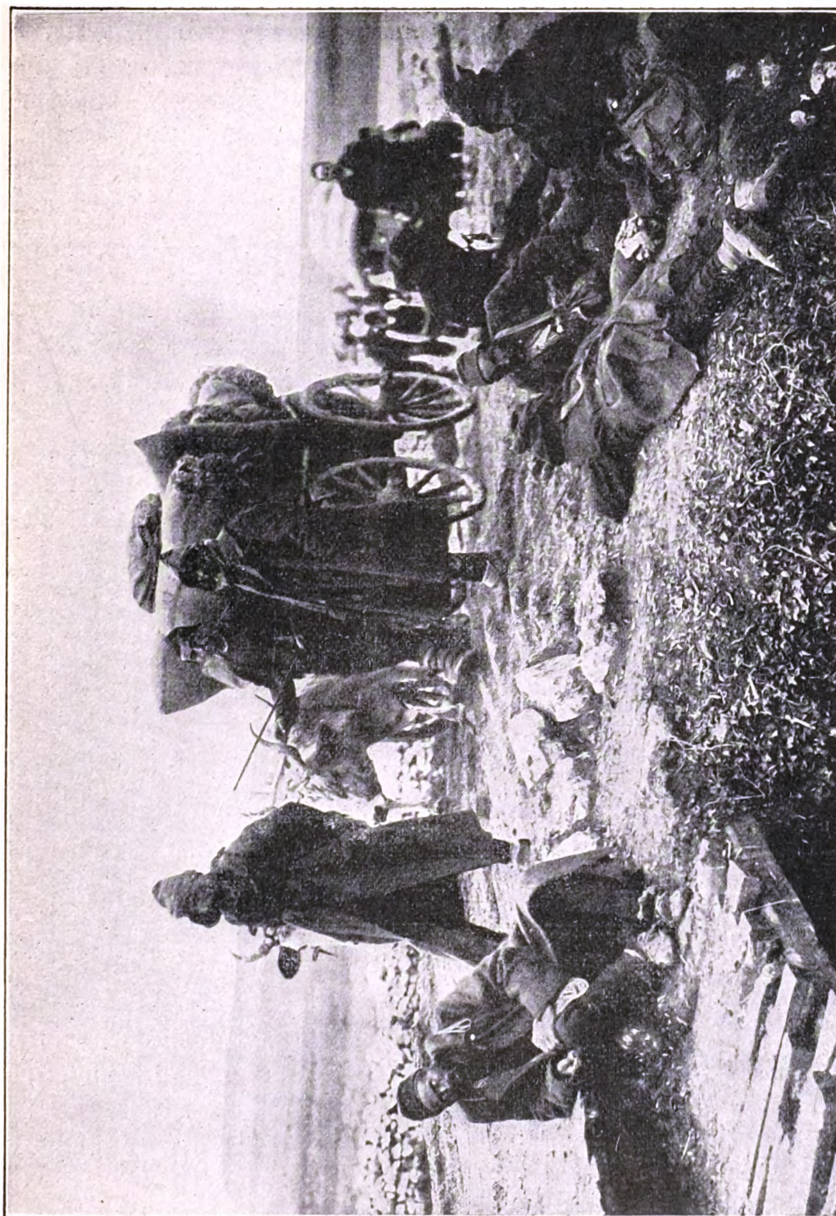
Aber das Schlimmste war die Nachricht vom Grassieren der Cholera im türkischen Lager. Und diese Meldung wurde von Tag zu Tag durch immer grauenhaftere Tatsachen erhärtet.

Die Straße nach Hademköj glich einem Leichenfeld. So weit das Auge reichte, sah man nichts als Tote und Sterbende. Ohnmächtig, den Tausenden von Kranken zu helfen, begnügte man sich damit, die Weiterverbreitung der Seuche zu hindern, und ließ im übrigen jeden dort liegen, wo er lag, hilflos und verlassen. Waggonladungen von weißem Chlorkalk wurden dazu benützt, um die Bahn und einen Kilometer weit und breit in der Umgebung alles damit zu bestreuen.



Nahkampf vor Adrianopel.

Originalzeichnung von H. Zeillinger.



Ein türkischer Militärtransport begegnet hilflos niedergesunkenen Opfern der Cholera unweit von San Stefano, wo die Seuche besonders heftig aufgetreten ist.

Ein Augenzeuge schilderte die Lage in grauenerregenden Farben: Viele der Kranken, die sich noch fortzuschleppen vermochten, erkletterten einen bereitstehenden Eisenbahnzug, der sie nach San Stefano bringen sollte, dem sonst so beliebten Badeort der guten Gesellschaft von Konstantinopel, jetzt eine Zufluchtsstätte totgeweihter Knochengerippe. Mit den Kranken mischten sich in den Zug Sterbende und Tote, denen es gelungen war, einen Wagen zu erklettern, um hier die letzten Augenblicke ihres armseligen Daseins zu verbringen. Man achtete ihrer nicht. War es dagegen nötig, für andere Elende noch Platz in einem Wagen zu schaffen, so warf man die noch warmen Körper einfach die Eisenbahnböschung hinab. Genau wurde es in dem tollen Durcheinander nicht genommen und es ging auch einmal ein noch halb Lebender denselben Weg. Im Todeskampf krallte sich dieser Unglückliche an der Böschung fest, bis seine müden Arme erlahmten und er in dem finstern Graben verschwand — auf Nimmerwiedersehen! . . .

Einen gräßlicheren Totentanz konnte keines Dichters Phantasie erzeugen, keines Künstlers Hand malen. Die kühnste Ausgeburt eines ausschweifenden Menschengehirns wurde hier und in dieser Zeit von der nackten Wirklichkeit übertroffen.





8. Kapitel.

Adrianopel einst und jetzt.

Die uralte, nach dem römischen Kaiser Hadrian (117 bis 138 nach Christo) benannte Feste, heute die Hauptstadt des türkischen Wilajets Adrianopel, bildet einen Hauptverkehrspunkt der Orientbahnen und des Orienthandels. Mit ihren 80 000 Einwohnern, einer weltberühmten Moschee, einem großen Basar und vielen -- Weinkellern zieht sie heute nach dem Balkankrieg die Aufmerksamkeit des Reisenden ebenso an sich wie früher. An ihrer Bedeutung für das wirtschaftliche Leben auf dem Balkan hat sich kaum etwas geändert. Und militärisch stellt sie jetzt erst recht Panzer und Harnisch Konstantinopels dar.

Otto von Gottberg beschrieb im Berliner „Tag" sehr schön die Umwelt dieser merkwürdigen Stadt im Spätherbst 1912:

Der Ritt aus dem Osttor von Mustapha Pascha führt durch das breite und flache Tal der Maritza auf Adrianopel. Von links oder Norden her treten wie Rippen lange Höhenzüge bis an den Strom. So windet sich die elende Straße am Norduser bergauf, bergab, über Hügel, auf deren ersten die äußerlich stattliche, innen verwahrloste Kaserne der einstigen türkischen Garnison steht. Aus dem Grunde reckt zu ihr das Minarett einer Moschee den weißen Finger.

Hie und da steht ein Häuschen im Flachland. Es ist fruchtbar, aber selten grünt über den mit Wintersaat bestellten Feldern ein Oliven- oder Akazienbaum, dessen Laub sich kaum gelb zu färben beginnt. An klaren

Tagen schwindet frühzeitig der Rauhreif unter den Strahlen einer Südsonne, die um Mittag heiß wie die unsere des Juni sticht. Dann ist der Nebel endlich gewichen, und von den höchsten Punkten der Straße darf frei das Auge über die blinkende Straße bis zu den fernen blauen Bergen streifen.

Auf der Haupt- wie auf jeder Nebenstraße zu beiden Seiten der Maritza windet sich der Schwanz der Heerschlange gegen Adrianopel. Es sieht aus, als ob alle Bauern Bulgariens nach Adrianopel zum Markte führen, denn der Landmann in Bauerntracht bringt auf Ochsenwagen der Armee ihren



Blick in die Hauptstraße von Adrianopel.

Nachschub nach. Selten reitet ein Unteroffizier in Uniform und fast niemals ein Offizier neben den Kolonnen. Sie brauchen keinen Führer, denn der Wille eines Volkes treibt sie vorwärts und spornt mit Fluchworten den Säumigen, dessen Tiere eine Lücke in eine der endlosen Ketten reißen. Die Kraft von acht Büffeln versagt, als sie über den zermahlenen Grund der Straße eines der langen Belagerungsgeschütze hinaufziehen müssen. Fast ohne Ruf oder Kommando eilen die Kutscher der hinteren Wagen nach vorn. Der Mensch ist wenig. Das Tier ist nichts.

Es ist eine Faust von Eisenhärte und ein Geist gesunder Brutalität, der hinter dem Triebwerk der großen Organisation und der verwegenen bul-

garischen Offensive stand. Nicht umsonst heißt dieses Volk das Volk der Balkanpreußen. Es kämpfte, duldete und siegte wie Preußen in seinen größten Tagen.

Die Bulgaren trugen sich von vornherein nicht mit der Absicht, ihren Siegeszug dadurch aufzuhalten, daß sie für die Erstürmung Adrianopels alle ihre Kräfte in Bereitschaft stellten. Sie begnügten sich vielmehr damit, die Festung einzuschließen und auszuhungern. Die Hauptmacht sollte für den



Türkische Kavallerie.

Marsch nach Südost aufgespart werden. So begannen sie die Belagerung mit verhältnismäßig bescheidenen Kräften.

Von der thrazischen Stadt des Altertums, dem antiken Adrianopel, war längst nichts mehr zu sehen. Die vielen Kämpfe, die sich hier im Lauf der Jahrhunderte abgespielt und keinen Stein auf dem andern gelassen hatten, konnte man dagegen, sofern man ein historisches Gemüt besaß, auf Schritt und Tritt verfolgen.

378 wurde bei Adrianopel der oströmische Kaiser Valens in entscheidender Schlacht besiegt. Im Winter 1189 auf 1290 hauste in der Stadt

das gewaltige Kreuzzugsheer Kaiser Friedrich Rotbarts. Und 1205 vernichtete Johannes, Zar von Bulgarien, den byzantinischen Kaiser Balduin.

Ein Jahrhundert später sah Adrianopel Sultan Murad I. als Sieger in seinen Mauern. Bis zur Eroberung Konstantinopels, bis 1453, blieb es fortan die Hauptstadt der Türkei.

Hunderte von Jahren kamen und gingen. Das Abendland erzitterte unter den Stürmen, die das türkische Reich heraufbeschwor. Prinz Eugen versetzte ihm die ersten Schläge. Aber in seinen Grundfesten erhielt es sich unerschütterlich nach wie vor. Auch Adrianopel hörte nicht auf, eine türkische Stadt, türkischer Besitz zu sein.

Erst 1829 drangen die Russen unter dem Feldmarschall Diebitsch-Sabalkanski hieher vor und diktierten den endlich abwärts steigenden Türken an dieser Stelle den Frieden. Und nun durfte die christliche Bevölkerung Adrianopels hoffen, daß in absehbarer Zeit eine andere Fahne als der Halbmond hier wehen werde. Freilich waren auch die folgenden Besetzungen durch abendländische Mächte nur von kurzer Dauer.

Im Zeitalter des sogenannten Krimkrieges (1853—1856) setzten sich die damaligen Bundesgenossen der Türkei, Franzosen, in der Stadt fest.

1878, im russisch-türkischen Krieg, schwärmten russische Truppen an der Maritza. Die Festung, von schwachen Feldschanzen umgeben, mußte den Widerstand gegen den anstürmenden Feind teuer genug bezahlen. Das prächtige Herrscherschloß, der alte Serail des Sultans, wurde in die Luft gesprengt. Nur Trümmerhaufen gemahnen als Ruinen an die glänzenden, versunkenen und vergessenen Tage der Residenzgröße und -herrlichkeit.

Die reiche, von Sultan Murad I. gestiftete und unter dessen Nachfolgern vollendete Moschee, das älteste Baudenkmal Adrianopels, trägt den typischen Charakter eines mohammedanischen Gotteshauses. Auf schweren massiven Pfeilern ruhende luftige Kuppelräume in Quadratform fügen sich nach außen zu einem strahlenden Hallenbündel zusammen.

Andere Moscheen, darunter auch die Sultan Murads II., erhöhen den malerischen Eindruck, den die Stadt auch in der Gegenwart auf den fremden Beschauer ausübt. Die Bajazid-Moschee und die Selim-Moschee suchen mit Ausnahme der unerreichbaren Haghia Sofia selbst in Konstantinopel ihresgleichen. Bajazid II. und Selim II., die im 15. und 16. Jahrhundert regierten, bekannt durch ihre Prachtliebe und ihr Mäzenatentum, verbanden sich mit dem größten Architekten des Orients. Wunderbare Arkadenhöfe nebst einer gewaltigen Balustrade schmücken die Selim-Moschee, die in der

Länge 190, in der Breite 130 Meter mißt. Mauern und Terrassen schließen sie von der übrigen Stadt ab.

Über die Maritza führen einige monumentale Brücken. Alte und neue Bauten erheben sich hüben wie drüben. Orientalische Kirchen stehen neben Profanbauten. Die eigentlichen Wohnhäuser sind zumeist aus Holz hergestellt und recht unscheinbar. Dem stattlichen Uhrturm Adrianopels fällt es daher nicht schwer, sie zu überragen.

Die altertümliche Stadt, in ihrer Entwicklung zurückgeblieben und offenbar etwas verwahrlost, wird zur Hälfte von türkischen Mohammedanern, der



Zerstörtes Dorf vor Adrianopel.

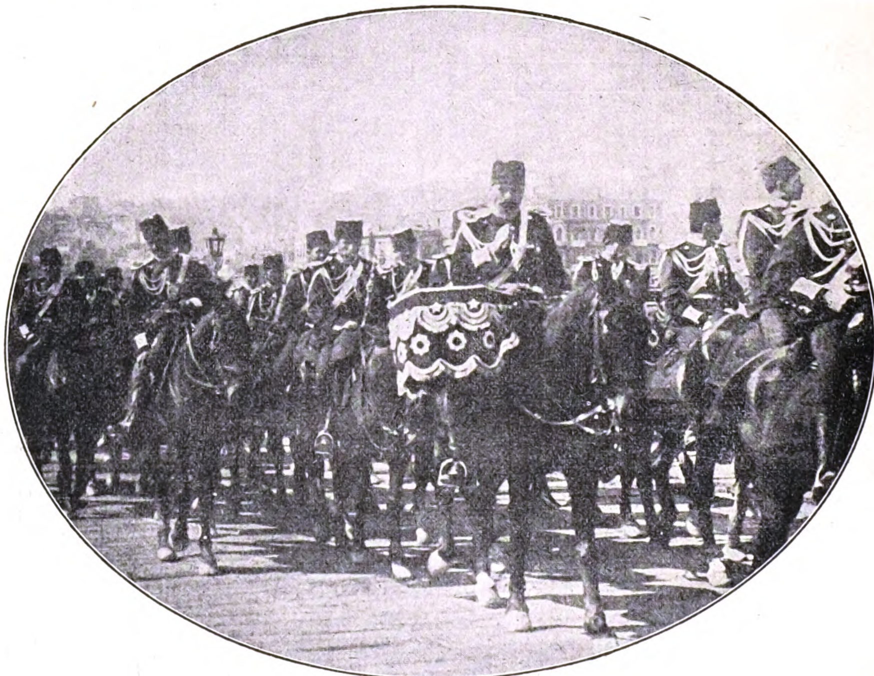
herrschenden Klasse, bevölkert. In den Handelsvierteln wieder trifft man zumeist auf Griechen, Armenier und Juden. Die bulgarischen Einwohner gehören vorwiegend dem Handwerkerstande an. Auch Zigeuner lassen sich am Rande des weitläufigen Häuser- und Hüttengewirrs in beträchtlicher Anzahl blicken.

Sage und Dichtung verklären das Andenken der reizvollen historisch bedeutsamen Festungsstadt. Eine bezeichnende Geschichte berichtet A. Hemberger getreu der Überlieferung. Sie lautet:

Bald nach seiner Thronbesteigung berief Sultan Selim II. den Baumeister Sinan zu sich und befahl ihm, in Adrianopel ein Bauwerk zu schaffen, das die Sophienkirche an Großartigkeit übertreffe. Namentlich solle die Hauptkuppel der neuen Moschee nicht nur höher als bei der Suleiman-Moschee

in Konstantinopel, sondern auch breiter sein als in der Haghia Sophia. Vor allem müsse die Moschee eine noch nie dagewesene Zahl von Fenstern haben, mindestens tausend.

Sinan entwarf dementsprechend die Pläne und um die Wende des Jahres 1573 zu 1574 war das herrliche Baudenkmal vollendet. Der Architekt war jedoch eigenwillig und übermütig gewesen. Um dem Sultan zu zeigen, daß des Künstlers Wille auch von dem mächtigsten Herrscher nicht zu zwingen sei, hatte er nicht tausend, sondern 999 Fenster angebracht.



Türkische Kavalleriemusik.

Nun hatte dem Baumeister ein getreuer Freund, ein Eunuch, kund und zu wissen getan, es sei dem Sultan geraten worden, nach Vollendung des Baues seinen Schöpfer töten zu lassen, damit Adrianopel die prächtigste Moschee im ganzen Reiche besitze und Sinan nicht etwa für einen Nachfolger Selims ein noch schöneres Gotteshaus erbaue.

Sinan verfertigte daher insgeheim ein paar Flügel aus Holz, Wachs und Federn und verbarg sie auf der obersten Galerie des dem Maritzatal zunächst gelegenen Moscheeturms.

Als das Bauwerk endlich vollendet war, fand in Gegenwart des Sultans prunkhaft feierlich die Einweihung statt. Nach Schluß des Festes erinnerte sich Selim des Befehles hinsichtlich der Zahl der Fenster und gab einigen Höflingen den Auftrag, nachzuzählen. Man konnte jedoch bloß 999 ermitteln.

Da geriet der Beherrscher aller Gläubigen, wie der Sultan genannt wird, in Zorn und wollte den unglücklichen Meister erdrosseln lassen. Sinan aber hatte inzwischen seine Flügel angelegt und das Weite gesucht.



Bulgarische Fliegeroffiziere: Oberleutnant Popkristev (×) und Leutnant Milcoff.

Glücklich landete der Künstler jenseits der Maritza, schwang sich auf ein bereitgehaltenes Pferd und entzog sich durch schnelle Flucht in rasendem Laufe den ihn verfolgenden Reitern, die erst über die Maritza setzen mußten und den Vorsprung nicht mehr einholen konnten. Als sie schließlich am Hafen von Dedeagatsch ankamen, hatte sich Sinan schon auf einem kleinen Segelboote eingeschifft und war entkommen. Wo er den Rest seines Lebens zugebracht hat, ist unbekannt.

Sultan Selim starb aber bald darauf voll Kummer über den Verlust seines großen Baumeisters.

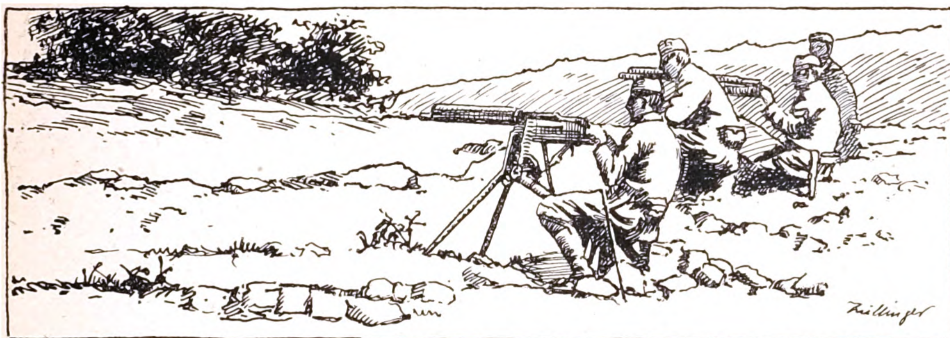
Soweit die Sage, die deutlich an die antike Fabel von Ikarus anklingt, und jedenfalls arischen, das heißt bulgarischen, und nicht türkischen Ursprungs ist . . .

Adrianopel galt längst als ein stark verschanztes Lager. An der Mündung dreier Flüsse gelegen, das letzte Bollwerk vor Konstantinopel, konnte die Stadt in ihrer Wichtigkeit weder von Freund noch von Feind unterschätzt werden. Der feste Brückenkopf an der Maritza allein deutet schon darauf hin.

Bei Ausbruch des Krieges umschloß ein Gürtel von 25 Kilometer Länge die mit 25 Forts ausgestattete Festung. Allerdings waren nicht alle Werke gleich wertvoll. Viele reichten ins vorige Jahrhundert zurück und entsprachen keineswegs den Forderungen, die man an eine moderne Anlage dieser Art zu stellen pflegt.

Abdullah Pascha hatte in den Jahren 1908 bis 1911 als Kommandant des in Adrianopel stationierten zweiten türkischen Korps mehrfach vorgeschlagene Verbesserungen, vor allem durch den Bau neuer Werke auf der Tschataldschafront, in die Tat umgesetzt. Allein was half der geflickte Harnisch gegen den zielbewußten Sturmlauf der Bulgaren?





9. Kapitel.

Die Belagerung Adrianopels.

Adrianopel ruht im Tal der Maritza zwischen zwei Hügeln. Rings um diese beiden Hügel sammelten sich die Bulgaren, um die Stadt von jeglichem Verkehr mit der Außenwelt abzuschneiden. Auf der am wenigsten befestigten Südwestfront begann am 28. Oktober der Angriff. In sicheren Deckungen nahm die Artillerie Aufstellung und eröffnete das Feuer. Allein sie sparte damit, da, wie gesagt, die Entscheidung an dieser Stelle herbeizuführen nicht geplant war. Die Türken sollten in offenem Felde zerschmettert oder in Konstantinopel eingeschlossen werden. Adrianopel bedeutet nicht mehr als eine Episode inmitten dieses großen Ringens.

General Iwanow, der Chef der zweiten bulgarischen Armee, hatte die Aufgabe, mit beschränkten Kräften die Belagerung Adrianopels zu einem möglichst raschen und erfolgreichen Abschluß zu bringen, ohne allzuviel Mannschaften zu verlieren. Er war am 18. Oktober südwestlich von der türkischen Grenzstation Mustapha Pascha vorgerückt und konnte bereits einige Tage später die Erstürmung einiger Vorwerke im Norden und Westen der Festung melden.

Die Einschließung Adrianopels machte weitere Fortschritte, als Iwanow nach der Schlacht von Kirkkilisse eine Kolonne der ersten bulgarischen Armee zur Verstärkung erhielt, um mit ihrer Hilfe die Verbindung zwischen der Festung und der türkischen Ostarmee abzuschneiden.

Feldbatterien mit Kruppschen Geschossen fuhren vor den teilweise durch Panzer geschützten Betonbauten Adrianopels auf. Am Abend des 28. Oktober

waren von der bulgarischen Artillerie alle Vorkehrungen zum Bombardement getroffen. Dieses selbst währte die ganze Nacht bis neun Uhr morgens und wurde hierauf bald wieder fortgesetzt.

Die Kanonenschüsse der Bulgaren bedeuteten zumeist einen wohlgelungenen Treffer, das Feuer der belagerten Türken dagegen verfehlte häufig seinen eigentlichen Zweck, so lebhaft es auch war. An Munition fehlte es ihnen jedenfalls nicht. Und die Geschicklichkeit, Ausdauer und Kampflust Schükri Paschas, des heldenmütigen Verteidigers der Festung, stand bald außer jedem Zweifel bei Freund und Feind.

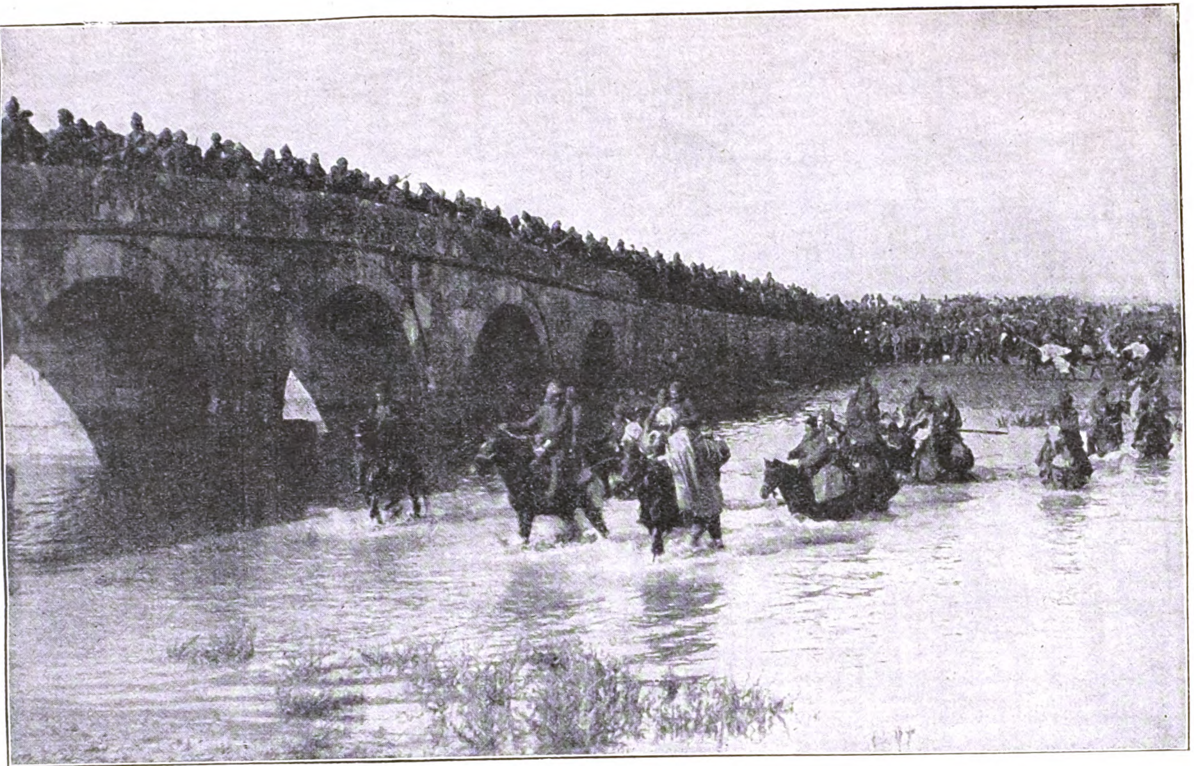
Einer der furchtbarsten Kleinkämpfe spielte sich vor Papas Tepe ab. Diese befestigte Stellung befand sich genau in dem Winkel, der von der Arda und Maritza bei ihrem Zusammenflusse gebildet wird. Der dazwischen sich erhebende Hügel Marasch, ebenso die ihn umgebende Ebene lagen bereits im Umkreis der Festungswerke. Wer Papas Tepe besaß, hatte den Schlüssel zur Stadt, die damit auf ihrer geschütztesten Seite im Südwesten dem feindlichen Ansturm bis zur Maritza preisgegeben war.

In der Festung hielten sich etwa 50 000 Mann Besatzungstruppen auf, und zwar rund 8000 Artilleristen, 21 000 ausgebildete Infanteristen mit schwerlich mehr als neun Feldbatterien, ferner Redifbataillone und Landsturmhaufen letzter Güte, darunter viele Christen. Diese, durchaus unausgebildet und unzuverlässig, empfand man auf türkischer Seite eher als störenden Ballast denn als fördernde Unterstützung. Instruktionsoffiziere fehlten. Und so konnte der unbrauchbare Rest höchstens zu Schanzarbeiten herangezogen werden, erforderte aber auch da noch eine verhältnismäßig große Anzahl von Aufsichtsorganen, um Spionagen und Verrätereien hintanzuhalten.

Beruhigend für Schükri Pascha war das Vorhandensein einer unterirdischen telegraphischen Kabelverbindung mit Konstantinopel, auch an Material und Bedienung für drahtlose Telegraphie fehlte es nicht. Jedenfalls vermochte sich der Kommandant unschwer mit der Hauptstadt zu verständigen.

Auf beiden Seiten kämpfte man mit größter Todesverachtung und Erbitterung. Das zeigte schon das Ringen um Papas Tepe, das von einem bei der Erstürmung verwundeten bulgarischen Offizier später eine greifbare Schilderung erfuhr.

Demnach war es am Tag des hl. Demetrius, als die Bulgaren auf den Höhen des Jurusch hielten. Der stetig niederrieselnde feine Landregen, dessen Wirkung durch einen orkanartig fegenden Wind noch bedeutend fühlbarer gemacht wurde, hatte sie bis auf die Haut durchnäßt. Obgleich von den



Die zurückflutende türkische Armee beim Passieren einer Brücke bei Tschorlu.
Die Kavallerie, die auf der vollgestopften Brücke nicht rasch genug vorwärts kommt, reitet durch den Fluß.

Strapazen des Tages sehr erschöpft, waren sie bereit, in der Nacht einen neuerlichen Angriff auf Adrianopel zu unternehmen. Sie hielten in gedeckter Stellung, umgeben von einer ägyptischen Finsternis, die nur vorübergehend und blitzartig durch die Streiflichter der türkischen Scheinwerfer und das Aufzucken aus den feuerspeienden Kanonenschlünden unterbrochen wurde. Endlich erhielt die Infanterie — in solchen Augenblicken bedeutet das Warten eine Ewigkeit — den Befehl, nach Papas Tepe abzurücken.

Nachdem die Bulgaren bereits um drei Uhr nachmittags Kartal Tepe, unmittelbar vor Papas Tepe gelegen, eingenommen hatten, wäre ihnen durch den Besitz der letztgenannten festen Stellung die Eroberung der westlichen und nordwestlichen Forts von Adrianopel und die Vertreibung der türkischen Streitkräfte aus Marasch bedeutend erleichtert worden.

Die Aufgabe der Bulgaren war recht schwierig. Bei dem starken, unausgesetzten türkischen Artilleriefeuer, das die vorrückenden bulgarischen Fußtruppen mit einem Hagel von Schrapnells überschüttete, schien eine Einnahme der Forts fast unmöglich. Es kam den Angreifern lediglich die undurchdringliche Finsternis zu statten, welche die Türken am genauen Visieren hinderte, so daß die meisten Granaten nicht trafen.

In der schwarzen Nacht, die über allem und allen ausgebreitet lag, krepierten die mordspeienden Schrapnells in der Luft, ohne großen Schaden anzurichten. Über ihren Köpfen sahen die Bulgaren die gespensterhaften Verderbenbringer blitzen und zischen, ihr Lichtschein wurde von den Schneeflocken widergespiegelt, zu denen sich der Regen in der Kälte allmählich verdichtet hatte. Dazwischen dröhnte der schaurige Donner der Geschütze. Es war einfach grauenhaft unheimlich, namenlos fürchterlich.

Bald wurde das Feuer der Türken etwas schwächer. Und dieser Umstand erweckte neue Hoffnung in den bulgarischen Reihen. Dagegen ließ die angreifende Artillerie jetzt die Geschütze heftig spielen und zwar mit größerem Erfolg als der Feind.

Da scholl plötzlich vom linken Ufer der Maritza Kanonendonner als Antwort auf die bulgarischen Granaten herüber. Die türkische Artillerie versuchte offenbar von einer neuen Seite den Angreifer zu packen, nachdem dieser durch seine Batteriefeuer seinen Standort verraten hatte.

Nun begann wahrhaftig erst recht ein Höllenlärm. Herüber und hinüber sausten die zischenden Mordgrüße durch die Nacht und die Luft erzitterte von dem Zerplatzen der Geschosse, die sich über Papas Tepe, Marasch und Maritza kreuzten, denn auch die bulgarische Artillerie hörte jetzt nicht mehr auf zu feuern.



Vor Adrianopel: Serbische Infanterie in der letzten gedeckten Stellung.

Die ersten Stellungen der Türken vor Adrianopel wurden mit einem schlagenden Hagel von Geschossen überschüttet, die grausige Verwüstungen anzurichten schienen und den tapferen Angreifern einen sicheren Erfolg in nahe Aussicht stellten.

Unter der Deckung ihrer Artillerie rückte die bulgarische Infanterie gegen die vordersten Befestigungen vor und bekam immer neue Verstärkungen. Während die Artillerie mit ununterbrochener Heftigkeit feuerte, drang jene langsam, aber sicher, katzenartig geräuschlos vor. Gegen elf Uhr nachts waren die Bulgaren nahe genug, um zum Sturm überzugehen. Das scharfe Knattern von Gewehrsalven durchtönte die Luft und dann ging es mit gefälltem Bajonett vorwärts, mitten auf den Feind zu.



Vor Adrianopel: Serbische Infanterie schwärmt zum Angriff aus.

Von den ersten Schanzen wurden die Bulgaren mit einem mörderischen Gewehrfeuer empfangen, das durch einen Kartätschenhagel von den hinteren Forts unterstützt wurde. Mann auf Mann sanken nieder, aber ohne Unterlaß rasten die Massen mit gellendem Hurra gegen die Befestigungen, die verzweifelt verteidigt wurden.

Allein dem Ungestüm der bulgarischen Soldaten, die unter wahrer Todesverachtung anstürmten, konnte man auf die Dauer nicht widerstehen. Mann an Mann, Brust an Brust wütete Mensch gegen Mensch. Das Bajonett kämpfte mit dem Kolben, der Säbel mit dem Messer. Selbst die natürlichen Waffen der einzelnen, Arme, Beine und Zähne, arbeiteten unsichtbar in der schrecklichen Finsternis. Stich wider Stich, Hieb wider Hieb, Biß wider Biß!

Schon glaubten die Bulgaren ihrem Vordringen ein Ziel gesetzt zu sehen, da sich ihre Reihen immer mehr lichteten und die feindlichen Kartätschen



Originalzeichnung von H. Zeillinger.

Die Griechen stürmen eine türkische Geschützstellung bei Saloniki.

während diesem Nahkampf ihre volle Schuldigkeit taten, als von hinten Hornsignale ertönten. Frische Verstärkungen nahten heran. Der bereits erlahmende Kampf begann von neuem.

Von gewaltiger Kampfeswut befeuert, durchbrachen die Bulgaren den schier undurchdringlichen feindlichen Menschenwall. Keine Müdigkeit, keine Wunden fühlte man mehr, nur vorwärts auf den Feind, hieß die Losung!



Momentbild vom Rückzug der geschlagenen türkischen Armee: Verwundete bei Tschorlu.

Wie eine todbringende Lawine wälzte sich die Masse der Bulgaren mit Ungestüm heran, vernichtend und zerstörend, was ihr in den Weg trat, bis die Schanzen gestürmt waren.

Und nun war endlich, endlich der Sieg erstritten. Ein frenetisches Siegesgeschrei durchbrauste die Nacht, und jubelnd stürmten die Bataillone über die Leichen der gefallenen Brüder und ihrer Feinde. Der Schmerz über

die blutigen Verluste wurde übertäubt von der grenzenlosen Freude über den heißerkämpften Erfolg.

Nach einer kurzen Ruhepause warfen sich die Bulgaren mit ungebrochener Kraft auf die Verfolgung der Türken und vertrieben diese vollends aus ihren letzten Stellungen.

Um fünf Uhr morgens gehörte Papas Tepe den bulgarischen Siegern. Kuriere meldeten die frohe Botschaft dem Hauptquartier und dem König.

Auf dem Schlachtfeld lagen Tausende von Kämpfern tot und verwundet. Der Rest des feindlichen Heeres hatte sich in panischem Schrecken und wilder Flucht nach Adrianopel und Marasch gerettet ....

Die erwartete Hungersnot in der Festung selbst brach nicht aus. Schükri Pascha hatte in jeder Hinsicht für lange Zeit vorgesorgt. Außerdem hatte General Iwanow bis 1. November ungefähr 40 000 Mann der anfangs vorhandenen Einschließungstruppen für den Hauptkampfplatz abgeben müssen. Sie marschierten alle, von den Türken in der Festung unbemerkt, in den Nächten um den 1. November nach Bunar Hissar, Lüle-Burgas, wo wir ihren Sieg bereits beschrieben haben, und in der Richtung nach Tschataldscha, der letzten festen Stellung der Türken. Und so konnten die Bulgaren den oben berichteten Erfolg vom 8. November keineswegs ausnützen.

Die Belagerung Adrianopels zog sich vielmehr in die Länge, es wurde Weihnachten, es wurde Neujahr, und noch immer wehte die Fahne des Halbmonds auf den Zinnen der Stadt. Ständig erfolgten Ausfälle, die zwar abgewiesen wurden, den Bulgaren jedoch viel Zeit und Blut kosteten.

Mitunter unternahmen die Besatzungstruppen Streifzüge in die Umgebung der Stadt, so am 11. November über Ekmektschiköj an der Nordwestfront und am 20. gegen das vom Feind bereits eroberte Fort Kartal Tepe, ferner in überraschender Weise am 22. auf allen Fronten mit allen verfügbaren Truppen.

Trotz der argen Verluste fühlte sich Schükri Pascha nicht entmutigt. Schon zwei Tage später wagte er ein neues Ausfallsgefecht im Süden der Stadt mit geradezu tollkühner Bravour. Wenn man bedenkt, daß in der Festung die Cholera herrschte und täglich, ja stündlich unter der Mannschaft ihre Ernte hielt, so wird man diese tatkräftige Entschlossenheit des Festungskommandanten um so höher anschlagen. Er kämpfte mit den Seinen wahrlich wie ein Löwe.

General Iwanow versuchte im Dezember einen Hauptsturm. Aber er mißglückte ebenso wie alle bisherigen Angriffe eigentlich auch. Denn diese



Regimentsmusik des montenegrinischen Heeres.

waren am Ende doch nur von Teilerfolgen begleitet. In der Hauptsache änderte sich nichts.

An der Tschataldscha wurde bereits gekämpft, Adrianopel widerstand und weiter westlich von der Stadt operierte der von der türkischen Hauptmacht völlig abgesprengte linke Flügel unter Jawer Pascha. So eigenartig sah im November die Lage aus.

Nun hätte sich zweierlei ereignen können. Entweder drang Jawer Pascha siegreich vor und fiel den Bulgaren vor Adrianopel in den Rücken



Türkische Bauern auf den Trümmern ihres durch Geschützfeuer zerstörten Dorfes, dessen Bewohner zum Teil getötet wurden.

oder aber er selbst wurde eingeschlossen und mußte sich ergeben. Es trat der zweite Fall ein, vornehmlich deshalb, weil die vom Verkehr mit der Hauptlinie abgeschnittenen Türken weder über ausreichenden Proviant, noch über genügende Munition verfügten.

Nach verschiedenen Einzeltreffen, die für keine der Parteien eine Entscheidung brachten, beschloß Jawer Pascha am 15. November die Fortsetzung des Kampfes einzustellen. Er sah die Unmöglichkeit eines glücklichen Ausgangs voraus. Und so wäre es ein Verbrechen an seinem Heere gewesen, es noch länger dem Hunger im eigenen Lager und den Geschossen des überlegenen Feindes preiszugeben.

Auf einen Schlag fielen so gegen 300 Offiziere und 15 000 Soldaten, 1500 Pferde, 8 Gebirgsgeschütze, 400 Eisenbahnwagen und 8 Lokomotiven den Bulgaren in die Hände.

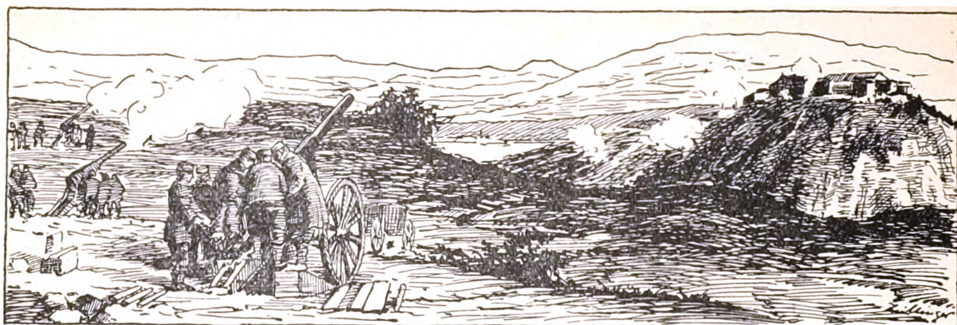
Die Türken wurden vom Sieger außerordentlich freundlich aufgenommen und liebenswürdig behandelt. Jawer Pascha und sein Stab kamen ins Hauptquartier und erhielten in besonderer Audienz vom Zaren Ferdinand ihre Säbel zurück. Auch gestattete man ihnen die freie Wahl ihres nächsten Aufenthaltsortes. Alle wählten Sofia und wurden denn auch dahin gebracht. Über schlechte Verpflegung hatte weder jetzt noch später irgend jemand zu klagen.

Den weiteren Verlauf des Krieges beeinflußte Jawer Paschas Gefangennahme nicht. Die Türken ließen sich auch nach diesem großen Verlust nicht zum Frieden zwingen. Sie warteten ruhig ab, bis den siegreichen, aber allzu hastig vorwärts stürmenden Bulgaren der Atem ausginge. Lange, das wußten sie, konnte es der erschöpfte, vom eigenen Hinterland durch unwegsame Gebiete getrennte Feind auch nicht mehr aushalten. Und die Cholera grassierte da wie dort.

Die Belagerung Adrianopels nahm mit der Zeit den Charakter einer langweiligen Aktion an. Es wurde viel geschossen, aber wenig gekämpft. Auch die serbischen Truppen, die den Bulgaren zur Seite standen, änderten daran nichts. Denn erst in der zweiten Hälfte des Februar überließen sie ihnen auch eine Anzahl schwerer Belagerungsgeschütze, die endlich eine Wiederaufnahme der im Dezember abgebrochenen Unternehmungen gestatteten.

Aber inzwischen ging der erste Balkankrieg in der Hauptsache zu Ende. Adrianopel dachte nicht daran, bulgarisch zu werden. Schükri Pascha, der Held, rettete so den alten Waffenruhm der Osmanen.





10. Kapitel.

Der Vormarsch der Serben und Montenegriner. Die Griechen in Saloniki.

Daß der von den Slawen entfesselte Balkankrieg weder ein Kreuzzug, noch ein nationaler Existenzkampf, sondern ein Eroberungskrieg war, ging sehr bald deutlich hervor. Bereits anfangs November rückte General Jankowitsch mit der dritten serbischen Armee in der Richtung auf Durazzo, also nach Albanien vor.

Das Kriegsmanifest der Serben hatte nur von einer Befreiung derjenigen Gebiete gesprochen, in denen einst die Fürsten des großen Slawenreichs residierten, um Rassa im Novibazar, um Pristina, um Üsküb und Prizrend. Diese altehrwürdigen Stätten waren jedoch jetzt bereits in ihrem Besitz. Aber in Wirklichkeit machten sie nicht im mindesten Halt. Der Zugang zum Meer erschien ihnen allzu begehrenswert. Auch das bekümmerte sie nicht, daß ein Staatsvertrag zwischen Österreich-Ungarn und Italien bestand, der den Verhältnissen Albaniens galt. Weder in Wien, noch in Budapest und ebensowenig in Rom konnte es gleichgültig sein, was aus diesem Lande würde. Beide Großmächte als Besitzer der Adria wachten mit Argusaugen, daß kein Dritter ihrer Einflußsphäre zu nahe komme. Nicht nur die Balkan-, sondern auch die gesamte Orientpolitik, der orientalische Handel und Verkehr hing mit der albanischen Frage sehr wesentlich zusammen.

Anläßlich der Annexion von Bosnien und der Herzegowina war der Sandschak Novibazar der Türkei zurückgegeben worden, abgesehen von andern



25 Kommandanten der serbischen Armee.

Gründen schon im Hinblick auf den äußerst geringen militärischen Wert dieses Landstrichs für die Donaumonarchie. Jetzt nun schaltete und waltete darin die serbische Armee gemeinsam mit den Montenegrinern.

General Jankowitsch marschierte aus Prizrend durch die von den albanischen Stämmen der Malissoren, Miriditen, Dukadschini usw. bewohnten Gegenden und fand anfangs keinen Widerstand. Die katholischen Albaner begrüßten ihn sogar als Erretter aus dem Türkenjoch.

Erst in der Ebene von Skutari stellten sich den vordringenden Serben etwa 10 000 Albaner und türkische Gendarmen entgegen. Allein das serbische Maschinengewehrfeuer jagte die zumeist irregulär gebildeten Haufen in die Flucht und zersprengte sie vollends. Hunderte fanden in den eisigen Wogen des Drin ihren Tod.

Hierauf zogen die Serben weiter über die überschwemmte Ebene, immer am linken Drinufer, bis zur befestigten Bezirkshauptstadt Alessio. Die türkische Besatzung hißte nach einem erbitterten Kampf die weiße Fahne. Zahlreiche Offiziere, Soldaten, Geschütze, Gewehre und Munition, Zelte, Vieh und Proviant fiel dem Sieger in die Hände. Nun war die Bahn frei über Kruja und Tyrana nach Durazzo.

Die Besitzergreifung von Alessio erfolgte im Zusammenwirken mit dem montenegrinischen General Martinowitsch am 18. November. Allerdings war dieser von den Absichten der Serben, sich an der Adriaküste festzusetzen, alles eher denn erbaut. Es handelte sich zwar hiebei ebensowenig wie bei der Besetzung von Durazzo (am 28. November) nicht um eine reichen Gewinn verheißende oder irgendwie verlockende Stadt. Wer jedoch diesen Hafenplatz besaß, durfte bereits von einer künftigen Entwicklung zur See träumen. Und das gönnten die Montenegriner, die mit ihrem bisher kleinen Hafen Antivari nicht zufrieden waren, ihren slawischen Brüdern nicht.

Die Söhne der Schwarzen Berge hatten bereits früher die Ankerstation San Giovanni di Medua und Alessio besetzt, ohne diese Orte behaupten zu können. Ihre Kräfte waren damals viel zu schwach. Jetzt waren die Stätten dem türkischen Erbfeind neuerdings entrissen, aber Montenegro mußte es sich gefallen lassen, daß lediglich die Serbenfahne am Strande der eroberten Adria wehte.

Gleichfalls gegen Ende November vollzog sich nicht minder glücklich die Verdrängung der Türken aus Monastir. Da die griechische Armee noch nicht so weit vorgerückt war, um den Bundesgenossen auf der entgegengesetzten Seite zu Hilfe zu eilen und eine Umzingelung des Feindes zu ermöglichen, kam es zu einer letzten Abrechnung nicht. Aber der nach einem viertägigen

heißen Ringen erfochtene Sieg bedeutete trotzdem einen großen Erfolg für die Verbündeten. Die Schlachtlinie selbst erstreckte sich über ungefähr 50 Kilometer. Die Serben hatten 3000 Tote, die Türken gegen 10 000, außerdem verloren sie über 15 000 Verwundete. Diese Zahlen lassen erkennen, wie blutig der Kampf war. Denn es standen sich ja keine Riesenheere gegenüber, sondern Teilarmeen von Kleinstaaten.

Der Rest der türkischen Vardararmee zog sich in eiligster Flucht zurück. Altserbien und Mazedonien zur größeren Hälfte gehörte den Serben, die in fünf Wochen tatsächlich staunenswerte Fortschritte zu verzeichnen hatten.



General Martinowitsch,
Führer der montenegrinischen Südarmee.

Leider befleckten sie ihre Waffenehre durch schändliche Greueltaten und verwirkten so die Bewunderung durch die Zeitgenossen und die Nachwelt.

Zunächst erregte der völkerrechtswidrige Fall Prochaska im Ausland viel böses Blut. Prochaska war österreichisch-ungarischer Konsul mit dem Amtssitz in Prizrend und wurde von den Serben durch Wachen sozusagen gefangen gehalten und von jedem Verkehr mit seiner Regierung abgeschnitten. Das Konsulat, als exterritorialer Boden vor jedem feindlichen Angriff geschützt, galt als vogelfrei. Alle Zimmer wurden auf Geheimakte durchsucht. Selbst in den Kellern ließ man keinen Winkel unbesichtigt, angeblich weil auf Serben aus dem Hause des Konsuls geschossen worden war und man feindliche Albaner hier versteckt wähnte. Im übrigen redete man sich später aus, Prochaska sei als diplomatischer Vertreter lediglich bei der Pforte beglaubigt gewesen und

Serbien habe daher nach der Besetzung dieses ehemals türkischen Gebiets nicht die Verpflichtung gehabt, den Konsul als solchen anzuerkennen.

Die Ausrede war faul genug. Und doch verlor Österreich-Ungarn seine Langmut und Geduld nicht. In unvergleichlicher Ruhe nahm es auch diese dreiste Herausforderung hin und ignorierte sie.

Bezeichnend für das Vorgehen der Serben war ferner ihre Behandlung des österreichisch-ungarischen Vertreters in Mitrowitza. Dieser, ein Herr



Montenegrinische Truppen.

von Taby, berichtete über seine Erlebnisse und seine Flucht nach Üsküb in den eindringlichsten Worten.

Als die Serben in Mitrowitza eingezogen waren, benahmen sie sich nicht wie die Soldaten eines Staates, der so viel Wert darauf legt, unter die Kulturländer gezählt zu werden. Viele Einwohner der Stadt wurden beraubt, ihre Häuser geplündert; Metzeleien und Greueltaten aller Art waren auf der Tagesordnung. In ihrer Verzweiflung kamen die christlichen Albaner, ebenso die Mohammedaner zum Konsul und baten ihn, sie unter seinen Schutz, den Schutz Österreich-Ungarns, zu nehmen. Allein zu spät! Der Konsul besaß keine Macht dem rücksichtslosen Auftreten der Serben gegenüber. Ja, seine

eigene Lage wurde von Tag zu Tag gefährlicher, so daß er, um jedem Konflikt auszuweichen, Mitrowitza heimlich zu verlassen beschloß.

Die Bahn von Mitrowitza nach Üsküb wollte er nicht benützen, um, wie er selbst sich ausdrückte, ein böses Zusammentreffen zu vermeiden. Auch den Weg durch den Sandschak Novibazar konnte er nicht nehmen, da er noch gefährlicher war! So ritt er, nur von seinem Dragoman begleitet, von Mitrowitza über die Berge nach Üsküb. Sechs Tage brauchte er dazu, da er gezwungen war, große Umwege zu machen. Zum Teil auf heimlichen Saumpfaden gelangte er endlich nach Üsküb. Hier hielt er sich eine Nacht lang im österreichisch-ungarischen Konsulat auf, bis es ihm glückte, einen Eisenbahnzug nach der Heimat zu erreichen.



General Wukotitsch,
Führer der montenegrinischen Nordarmee.

Konsul von Tahy sah auf seinem Ritt durch die Berge schreckliches Elend. Mit Mord und Brand hatten die Serben ihren Weg gezeichnet. Alle Dörfer waren verlassen, die Häuser niedergebrannt und voller Leichen. Das ehedem blühende Kossowo glich einem Trümmerhaufen, einer armseligen Stätte der Verwüstung und Verheerung. Unschuldige Kinder lagen ermordet auf dem Boden, Weiber und Greise, zu Skeletten abgemagert oder verstümmelt, kauerten daneben, sofern man ihnen das nackte Leben gelassen hatte. Die Serben hausten in der Tat schändlicher als die Barbaren des heidnischen Altertums . . .

Der größere Teil der montenegrinischen Armee befand sich inzwischen nicht mit den Serben in Monastir, sondern vor den Toren der Stadt und

Festung Skutari. Diese, von etwa 20 000 Türken unter dem Oberbefehl Hassan Riza Beys widerstand seit Oktober dem feindlichen Ansturm, ja ergriff sogar mehr als einmal die Offensive. Die erfolgreichen Ausfälle ermutigten die Besatzung. Dagegen blieben die Beschießungsversuche von seiten der Belagerer ohne rechte Wirkung.

Glücklicher waren die Montenegriner vor Djakova, wo sie gemeinsam mit den Serben operierten. Es gelang den Verbündeten, den Platz zu nehmen.



Kronprinz Danilo von Montenegro.

Gleichzeitig aber erwachte wie in Monastir die alte Eifersucht. Jede der verbrüderten Parteien schrieb sich den Sieg zu. Keiner wollte die Beute dem andern gönnen.

Nach der Besetzung San Giovannis di Medua und Alessios verstärkte die freigewordene montenegrinische Streitmacht die Belagerungsarmee vor Skutari. Das war Ende November. Aber auch jetzt wollte der Kampf nicht



König Nikita von Montenegro inmitten seines Volkes vor dem Palast in Cetinje.

recht vorwärts gehen. Offenbar befand sich die Festungsartillerie der Montenegriner in einer schwachen Verfassung. Die veralteten 15-Zentimeter-Mörser, noch dazu in unzureichender Anzahl, und unmoderne Kanonen vermochten nicht einmal den der Stadt vorgelagerten befestigten Berg Taraboſch den Türken zu entreißen. Sicherlich standen auch die Bedienungsmannschaften nicht auf der Höhe einer richtigen militärischen Ausbildung.

Auf diese Weise konnten es die Belagerer nicht verhindern, daß die Besatzung von Skutari aus dem Hinterland stets neuen Proviant und selbst militärischen Zuzug und frische Munition bekam.

Überhaupt erwiesen sich die Befestigungen von Skutari nicht als so schlecht, wie man gemeinhin annahm. Sie besaßen rein feldmäßigen Charakter, Gräben und Stacheldrahtzäune und deckten die Stadt nach jeder Richtung, am sichersten im Westen durch den oben erwähnten Taraboſch (570 Meter hoch). Jeder montenegrinische Ansturm brach an diesem Bollwerk, das die Natur zum Schutze Skutaris aufgerichtet hatte.

Wenden wir uns nun dem griechisch-türkischen Kriegsschauplatz zu. Ohne erhebliche Schwierigkeiten waren zwei griechische Armeen gleich zu Beginn des Krieges in Thessalien und im Epirus eingerückt. Die vom griechischen Kronprinzen kommandierte Armee beeilte sich, Saloniki zu erreichen und den längst heißersehnten Ort möglichst bald in festen Händen zu haben.

Anfangs November kam es zu einem Gefecht zwischen Griechen und Türken, wobei diese den kürzeren zogen. Am 7. November überschritten die Sieger Vardar und tags darauf zogen sie in Saloniki ein, wo 25 000 Türken kapitulierten, ohne sich in einen ernstlichen Kampf einzulassen.

Die Griechen jubelten mit Recht. Ganz Athen war auf den Beinen, als die Kunde von dem siegreichen Vordringen in ihrer Hauptstadt selbst eintraf. Ein Journalist schilderte den Eindruck, den er an dem denkwürdigen Dimitritag (8. November) empfing, beiläufig folgendermaßen: Um fünf Uhr abends ertönten im stürmischen frohen Getümmel alle Kirchenglocken; es war das sehnlichst erwartete und verabredete Zeichen, das der athenischen Bevölkerung den Einzug der griechischen Truppen in Saloniki anzeigen sollte. Im Piräus heulten während einer halben Stunde die Dampfsirenen aller im Hafen befindlichen Schiffe, und den soliden Unterton dazu bildeten die brummenden Hafenkanonen. Die Aufregung und Freude der griechischen Bevölkerung Athens war ungeheuer, alles rannte durcheinander und umarmte sich. In der Stadt wehten von allen Fenstern die Fahnen, und durch die festlich beleuchtete Stadionstraße wälzte sich ein jubelnder Menschenstrom, wie ihn Athen wohl noch nie gesehen hatte. Je nachdem der Strom gegen den Konstitutions-



Die von der serbisch-griechischen Armee eingenommene Stadt und der Hafen von Saloniki.

platz oder gegen den Konkordiaplatz hinzog, mußte man einfach mitschwimmen, dagegen anzukämpfen war nutzlos. Begeisterte Kretenser schossen vor Freuden aus ihren Revolvern in die Luft. Dann sah man Gruppen von Freischärlern mit verwegenen Gesichtern und allen möglichen Ausrüstungen. Hie und da tauchte aus dem Gewühl auch noch eine rote Garibaldianerbluse auf. Fahnentragende Manifestanten warfen sich zu Führern ganzer Gruppen auf, die singend und hochrufend durch die dichte Menge sich durchzuschlängeln suchten, und von Zeit zu Zeit setzte eine Kanonade ein, daß einem Hören und Sehen verging. Gar als die Nachricht einlangte, daß 25 000 Türken gefangen seien, wollte der Jubel kein Ende nehmen. So feierte die Haupt- und Residenzstadt Griechenlands ihren ersten großen Triumph in diesem Kriege.

Saloniki, eine Gründung des alexandrinischen Feldherrn Antipater aus dem Jahr 315 vor Christo, hieß ursprünglich Thessalonike nach der Gemahlin Antipaters. Anderthalb Jahrhunderte später bildete es nach der Teilung Mazedoniens durch die siegreichen Römer einen eigenen Freistaat, im Zeitalter Cäsars nahm es gegen diesen und für Pompejus Partei. In der Folgezeit entstand hier eine eifrige, vom Apostel Paulus ins Leben gerufene Christengemeinde, der zwei Thessalonikerbriefe gewidmet erscheinen.

Die nächsten Jahrhunderte sahen viel Blut und Greuel in der alten Stadt. So ließ Kaiser Theodosius der Große im 4. Jahrhundert 7000 aufständische Bürger im dortigen Zirkus hinrichten. Dafür verhängte der heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, eine schwere Kirchenbuße über ihn.

Nach dem Zerfall des römischen Reichs kam Mazedonien mit Thessalonike nach Ostrom. Im zehnten Jahrhundert wurde die Stadt nahezu ganz zerstört. Kreuzritter bildeten hernach mit kaiserlicher Genehmigung ein neues Königreich Thessalonich. Dieses fiel jedoch bald wieder an Ostrom zurück.

Zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts unterstand die Stadt der Republik Venedig. 1430 eroberten sie die Türken. Viele Einwohner gerieten in Sklaverei und wurden in fremde Länder verkauft. Thessalonich selbst glich neuerdings einem Trümmerhaufen.

In der Neuzeit hatte die Stadt lediglich als Handelsplatz einige Bedeutung. 1876 wurden hier die Konsuln des Deutschen Reichs und Frankreichs von den aufgehetzten Mohammedanern meuchlings ermordet. Das gab mit den Anlaß zum russisch-türkischen Krieg.

Auch die letzten Jahrzehnte ließen keine rechte Blüte Salonikis aufkommen. Die türkische Verwaltung war ziemlich morsch und faul. Nicht einmal die Besatzung verfügte über die nötigsten Hilfsmittel, um erfolgreich wenigstens eine Zeitlang dem Sturm der Feinde widerstehen zu können. So sah



Der gemeinsame Feind, die Cholera.

Originalzeichnung von H. Zeillinger.

sich der Oberkommandierende gezwungen, die Festung einfach auf Gnade und Ungnade zu übergeben.

Um so mehr hätten die Griechen Ursache gehabt, die wehrlosen Menschen dieser armen Stadt zu schonen, sie mild und freundlich zu behandeln, statt dessen hausten sie darin gleich Wilden, wie wir gleich hören werden.

Den Einzug der Griechen in Saloniki beschrieb ein Augenzeuge in einem Privatbrief. Darnach durchritten am Morgen des 8. November zunächst ein paar griechische Reiter die Stadt, von den 20 000 ortsanwesenden Konnatio-



Prinz Peter von Montenegro (×),
der das erste Geschütz auf die feindliche Stellung abfeuerte.

nalen aufs freudigste begrüßt. Dann kam ein Professor von der Universität Athen, der lange Reden hielt und überall auf den Hotels griechische, bulgarische und serbische Fahnen hissen ließ. Er wurde von den Leuten hochgehoben und sprach so im strömenden Regen von den großen Siegen der Griechen und wurde andauernd von den Umstehenden abgeküßt. Außer den Balkanfahnen zogen die Hotels aber sehr schnell die Farben der Großmächte auf, da sie es wohl für geratener hielten, sich diesem Taumel der Griechen nicht allzu sicher hinzugeben. Inzwischen wollte der Regen nicht aufhören. Gegen 1 Uhr fingen die Vortruppen ihren Einmarsch an, empfangen vom Jubelruf „Zito!"

und fürchterlichen Revolverschüssen. Die Griechen sahen nicht schlecht aus, aber nicht sehr stark und absolut nicht strapaziert; hatten sie ja doch kaum größere Gefechte mitgemacht. Fremde Kriegsschiffe, allen voran Engländer und Russen, zeigten sich auf der Reede. Kurz, das Bild war sofort außerordentlich belebt.

Am 10. November zog Kronprinz Konstantin in immer noch strömendem Regen vom gleichen Jubel der Griechen empfangen in der Stadt ein. Später folgte König Georg mit mehreren griechischen Prinzen. Und schließlich erschienen über zwanzig griechische Schiffe mit Kriegsmaterialien, Soldaten

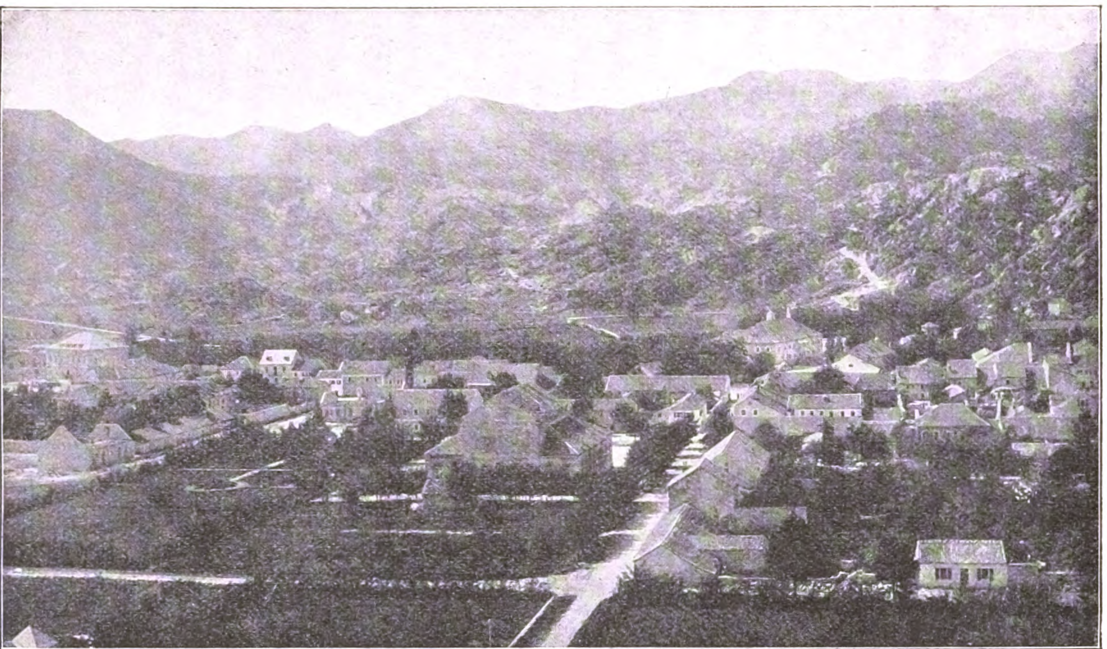


Aus den Kämpfen um Adrianopel: Türkische Reserven erwarten gefechtsbereit den Befehl zum Eingreifen.

und Beamten zur Verwaltung Salonikis, außerdem die Königin auf ihrer Privatjacht.

Die Bulgaren wollte man anfangs gar nicht hereinlassen. Der bulgarische Offizier aber antwortete: „Ich habe Befehl einzurücken, und wenn ich mir den Eintritt mit meinen Kanonen, die Sie dort sehen können, erzwingen sollte.“ Die Bulgaren erklärten, sie würden auf keinen Fall zulassen, daß Saloniki griechisch bliebe und würden nicht eher die Stadt verlassen als bis die Frage erledigt sei. So sah die Einigkeit der „Verbündeten“ aus!

Die Soldaten beider Nationen benahmen sich gegen die Türken und Juden geradezu tierisch; arme Leute wurden auf der Straße angehalten und angeblich auf Waffen hin untersucht. Mit Vorliebe raubten sie nicht bloß



Die montenegrinische Grenzstadt Podgoritza,
der Schauplatz des ersten Zusammenstoßes zwischen Montenegrinern und Türken.

Bargeld, sondern auch Uhren. Einem sehr reichen Türken plünderten sie das Haus. Die Juden schrie man auf offener Straße nieder und beschimpfte sie. Jedem, der einen Fez trug, wurde dieser heruntergerissen und zertreten. Selbst an Frauen und Mädchen vergriff man sich. Auf diese Weise führte sich die neue Herrschaft ein. Fürwahr, saubere „Christen"!

Die gequälten Türken dagegen ertrugen ihr Schicksal mit unglaublicher Fassung. Keine Hand erhoben diese verängstigten und erschöpften Scharen, die seit Tagen nichts gegessen hatten — keine Hand erhoben sie zur Plünderung. Und wenn sich eine Hand rührte, meldete der Berichterstatter des „Berliner Tageblatts", der sich um diese Zeit in Saloniki aufhielt, so war es zum demütigen Danke für das von mildherzigen Menschen den Ärmsten verabreichte Stück Brot. Still und verschüchtert standen die Soldaten des Sultans, durchwegs ältere Redifs oder junge Rekruten, in den Straßen herum, und selbst die schlimmen Albaner hatten im Bereich der Stadt jede Wildheit abgelegt und waren so zahm und bescheiden wie Lämmer. Nicht ein Knopf ist in Saloniki abhanden gekommen, als die Zehntausende geschlagener hungernder Türken die Straßen füllten. Nicht das besiegte, aber das siegende Heer war es, das die Panik nach Saloniki trug.

Während also hart und schwer die blutige Hand der angeblichen Kreuzfahrer auf der von ungefähr 150 000 Menschen bewohnten Stadt lastete, weilte der arme verbannte Exsultan Abdul Hamid bereits in Konstantinopel. Das deutsche Stationsschiff „Lorelei" hatte ihn bereits in den ersten Novembertagen dahin gebracht. Von den Jungtürken einst entthront, mußte er jetzt erleben, welch eine schreckliche Sühne das Unrecht erfuhr. Er befand sich abermals in seiner alten Residenz und mochte feststellen, daß sein Vaterland weder stärker noch besser geworden sei, seitdem es ohne ihn regiert wurde.





Türkische Massengräber.

11. Kapitel.

Die Kämpfe an der Tschataldscha. Der Waffenstillstand.

Die türkischen Armeekorps, die bei Lüle-Burgas und Bunar Hissar gekämpft hatten, waren, wie gesagt, zerschmettert. Die furchtbare Wirkung der bulgarischen Artillerie und der menschenmordenden Epidemien machte sich immer deutlicher wahrnehmbar, vor allem seit der Schlacht am Tschorlu, wo noch acht Tage nachher das Wasser, an vielen Stellen durch Leichname und Kriegsmaterial gestaut, lauter Keime des Todes enthielt und vom Blute rot gefärbt war. Und kaum minder schrecklich wickelten sich die Waldkämpfe weiter nördlich ab. Hier packten sich die streitenden Soldaten, wenn sie keine Waffe mehr besaßen, an der Gurgel, um den Feind zu erwürgen.

Wohl zeigte der Sieger manche Spur der Erschöpfung. Der Besiegte aber zählte überhaupt nicht mehr ernstlich mit. Und so schien es ganz ausgeschlossen, daß die aufgelösten türkischen Haufen, die sich hinter den alten Erdwerken an der Tschataldschalinie sammelten, für irgend einen Vorstoß noch in Frage kamen.

Immerhin täuschten sich die Bulgaren, wenn sie ein völliges Versagen der weiteren Defensive für die unmittelbare Zukunft voraussetzten. Nazim Pascha organisierte die Überreste der türkischen Feldmacht zu einem letzten Widerstand in wahrhaft glänzender Weise. Die ganze Kampffront, ungefähr 40 Kilometer lang, zwischen dem Schwarzen Meer und dem Marmarameer gelegen, war ausgedehnt genug. Die Erdwerke selbst, die sich hinter der Ortschaft Tschataldscha nach Nordost und Südwest erstrecken, deckten den Zugang

zur Haupt- und Residenzstadt Konstantinopel, rund 35 Kilometer von dieser entfernt.

Diese befestigte Stellung war bereits im russisch-türkischen Krieg 1877/78 umstritten, konnte jedoch damals nicht behauptet werden, zumal da die Befestigungsarbeiten damals gar nicht abgeschlossen waren. Nach dem Frieden vollendete man sie jedoch soweit, daß 140 schwere Geschütze darin Aufstellung fanden. Später erhöhte man die Zahl der Geschütze auf 300. Im allgemeinen freilich blieben die Erdwerke in ihrer alten Verfassung.

In aller Eile und mit größter Umsicht zog Nazim Pascha nicht nur zwei neue Truppendivisionen heran, sondern ließ auch neue Schützengräben aufführen, die miteinander und mit älteren Schanzen zu zusammenhängenden Linien verbunden wurden. Im ganzen gab es jetzt eigentlich drei ziemlich starke Befestigungslinien hintereinander. Und die Bulgaren sahen sich daher als Angreifer durchaus vor keine leichte Aufgabe gestellt. Die Vorrückung geschah in mehreren Staffeln entlang und südlich der Linie Strandza—Derkos, ferner der Bahn entlang und in dem Raum bis zur Küste des Marmarameers. Eine starke Abteilung verfolgte die Richtung Gallipoli.

Der Sieger hatte angesichts der Schwierigkeit, auf den verschiedenen Partien des ausgedehnten Kampffeldes die entsprechenden Nachschübe rechtzeitig durchzuführen, eine wichtige Frage zu entscheiden. Ob er sich nämlich mit der Behauptung des bisher Erreichten begnügen oder das Äußerste, einen letzten Vorstoß, wagen wollte. Im ersteren Fall hätte es keiner weiteren Kraftentfaltung bedurft, das bisher besetzte Gebiet dauernd zu behaupten, es wären Reserven gespart und die wirtschaftliche Lage des Hinterlandes bis einschließlich Sofia geschont worden. Im letzteren Fall allerdings winkte die Einnahme Konstantinopels, ein rascher und glorreicher Friedensschluß.

Für den rückwärtsblickenden Historiker erscheint es kurzsichtig, daß Bulgarien auf seinem Siegeszug nicht Einhalt hielt und sich für einen neuerlichen Hauptschlag vorbereitete, zu dem seine Macht doch nicht voll ausreichte. Auch dachte der Sieger nicht daran, daß er diese vielleicht in sehr kurzer Zeit gegen seine jetzigen Bundesgenossen brauchen würde. Er handelte vorschnell und unklug, indem er weder auf das neidische Griechenland noch auf das mißgünstige Serbien rechtzeitig achtete, das wieder von dem ränkesüchtigen Rußland bearbeitet wurde.

Am Morgen des 17. November schlugen die Bulgaren kurzerhand los. Das Ergebnis dieses Tages war gleich Null, sofern es nicht an einigen Punkten einen Rückzug des Angreifers bedeutete.



Ein schweres montenegrinisches Geschütz auf dem Muritzahügel während der Beschießung der türkischen Befestigungen auf dem Tarabosch.

Am 18. November ergriff der rechte Flügel eine stark entwickelte Offensive, aber gleichfalls ohne Erfolg.

Zu einem allgemeinen Frontalangriff sämtlicher verfügbarer Truppen konnte sich die bulgarische Heeresleitung nicht entschließen. Soviel wollte und durfte sie nicht riskieren. Daher änderte sie den Schlachtplan in der Absicht, den Türken auf andere Weise leichter beizukommen. Gelang z. B. der griechischen Flotte ein entscheidender Schlag, etwa der Einbruch ins Marmarameer, so war an eine gemeinsame Operation zu Wasser und zu Lande zu



Türkische Bauern auf der Flucht.

denken, der die Türkei keinen ausreichenden Widerstand zu leisten vermocht hätte.

Vorerst galt es, den Griechen die freie Durchfahrt durch die Dardanellen zu ermöglichen. Zu diesem Zweck plante man ein Vorgehen zu Lande gegen die Linien von Bulär und die gleichzeitige Landung von Truppen auf der Westküste der Halbinsel Gallipoli mit der Bestimmung, die Dardanellenforts im Rücken zu nehmen und dann die ganze befestigte Stellung der Türken daselbst zu zerstören. Aber die Bulgaren täuschten sich auch diesmal. Sie überschätzten die griechische und unterschätzten die türkische Flotte. Außer der bereits geschilderten Besetzung von Saloniki und einiger weniger Inseln im



Ein brennendes Dorf in der Umgebung von Saloniki.

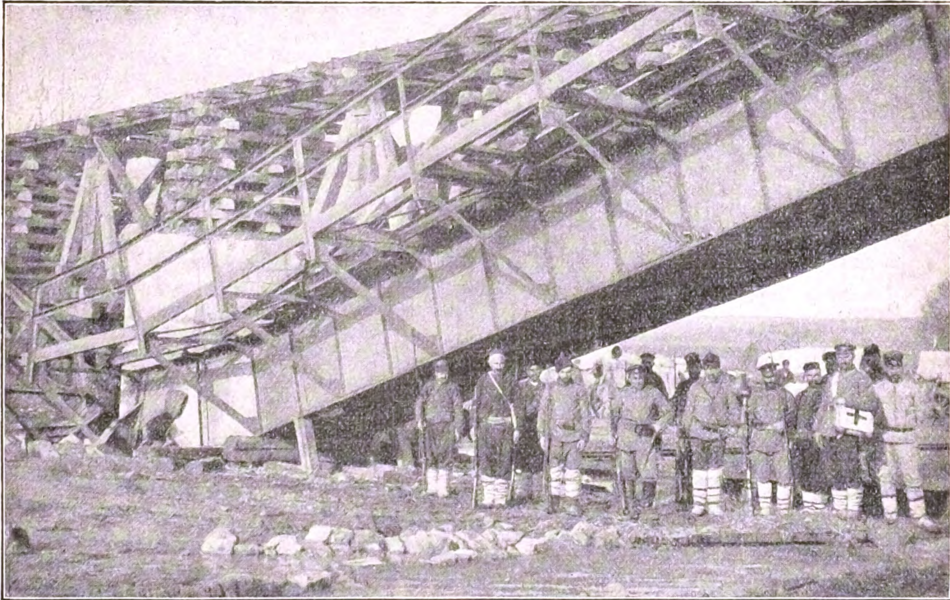
Ägäischen Meer gelang den Verbündeten kein größerer Erfolg. Anderseits verzettelte sich auch der Kampf zu Lande, den man mit bedeutenden Schlachten begonnen hatte, zu einem langweiligen, trostlosen Bandenkrieg.

Über die Situation im bulgarischen Lager entwarf der Kriegsberichterstatter der „Kölnischen Zeitung“, Richard von Mach, ein richtiges Bild. Die Ereignisse vor Tschataldscha wurden dort nur mit Zurückhaltung besprochen. Man war einsichtig genug, nicht nach Sündenböcken zu suchen. Ein jeder gab sein Bestes, sagte man mit Recht. Dabei wurden ohne Bitterkeit einige Tatsachen festgestellt, die Erwähnung verdienen. Der Befehl zu dem Angriff ist vom Gehilfen des Oberkommandierenden, dem General Sawow, gegeben worden. Daß General Dimitriew auf eigene Faust gehandelt oder daß der König selbst den Befehl zu der Unternehmung gegeben habe, ist unrichtig. Bei der Erteilung des Befehls zum Angriff sind die Berichte über den Zustand der türkischen Artillerie mitbestimmend, vielleicht hauptsächlich bestimmend gewesen. Nach diesen Berichten konnten solche Leistungen, wie die tatsächlich von der türkischen Armee am 17. und 18. November hervorgebrachten, nicht erwartet werden. Man hatte sich also in der Wertschätzung der türkischen Artillerie geirrt. Unbewußt suchte die tapfere bulgarische Infanterie durch ihren Opfermut diesen Irrtum auszugleichen; aber der Versuch mußte mißlingen und mißlang. Vielleicht, ja wahrscheinlich hätten auch die gewaltigen Verluste die bulgarischen Druschinen nicht aufgehalten, wenn nicht ein neuer furchtbarer Feind erschienen wäre, die Cholera.

Schon am Abend des 18. November äußerte ein Stabschef der Bulgaren, daß Tausende an Dysenterie erkrankt seien. Diese Dysenterie war nichts anderes als Cholera. Tausende fielen ihr zum Opfer. Und wenn auch die Zahl derjenigen, die im türkischen Lager an der Seuche starben, noch größer war, jedenfalls war an einen neuerlichen Angriff nicht mehr zu denken.

Nahezu 8000 bulgarische Offiziere und Mannschaften büßten an der Tschataldscha-Linie ihr Leben ein. Bulgarien hatte hier zwar keinen Erfolg errungen, aber immerhin das eine erreicht, daß die Türken trotz innerer Kräftigung ihres Heeres nahe der Reichshauptstadt, trotz neuer Verstärkungen durch frische Truppen, deren Zahl derjenigen der Bulgaren vor Tschataldscha nahezu gleichkam, in Passivität verharren mußten. Trotz des abgeschlagenen Angriffs vom 17. und 18. November war und blieb Ferdinand Herr der Situation. Anfang Dezember entschloß sich der Feind, wenn auch schweren Herzens, um Waffenstillstand nachzusuchen. Weihnachten stand vor der Tür. Der Friede meldete sich zum Wort, langsam und zaghaft, aber immer deutlicher vernehmbar.

Am 29. November traten die Abgesandten der feindlichen Mächte an der Tschataldscha-Linie zusammen, um auf Einladung Nazim Paschas ein gemeinsames Frühstück einzunehmen. Das kleine Essen fand in einem Salonwagen der Orientbahn statt, und von den Bulgaren nahm außer mehreren Generälen als der eigentliche künftige diplomatische Unterhändler Minister Stojan Danew daran teil. Der für die Verhandlungen auserſehene politische Vertreter der Türkei, Botschafter Osman Nizami Pascha in Berlin, fehlte zwar noch. Aber es wurde an diesem Tag auch noch gar nicht beraten, sondern



Eine eiserne Eisenbahnbrücke bei der Tschataldschalinie, die von den Türken gesprengt wurde. Daneben eine von den Bulgaren errichtete provisorische Holzbrücke.

lediglich eine gesellschaftliche und persönliche Annäherung gesucht. Und diese gelang zweifellos.

In beiden Lagern wußte man, daß hier wie dort die größte Erschöpfung eingetreten war, daß man bis auf weiteres nicht mehr weiterkämpfen konnte. Aus dieser Tatsache folgerte man jedoch in Konstantinopel, daß die Bulgaren ihre ursprünglichen Forderungen herabmindern müßten. Jedenfalls waren die Türken nicht gewillt, Adrianopel preiszugeben. Wenn schon nichts anderes, müßten die Bulgaren wenigstens das eine zugestehen, daß vor der Festung vollständige Gefechtsruhe eintrete und die Verproviantierung auf beliebigem



König Nikolaus von Montenegro in Podgoritza.

Wege gestattet sei, das heißt, der freie Verkehr des Platzes mit der Reichshauptstadt nicht behindert werde. Darauf allerdings wollten die bisherigen Sieger nicht eingehen.

Die Unterzeichnung des geplanten Waffenstillstands verzögerte sich unter diesen Umständen von Tag zu Tag, zumal da auch die Griechen Schwierig-

keiten machten. Und ohne die Zustimmung sämtlicher beteiligter Mächte erschien auch das beiläufigste Provisorium anfangs kaum ratsam.

Endlich am 3. Dezember gegen Mitternacht meldete der Draht aus Konstantinopel, daß ein Übereinkommen getroffen worden sei. Nachdem die Delegierten neue Instruktionen erhalten hatten, wurde heute abends 9 Uhr der Waffenstillstand abgeschlossen, und zwar zwischen der Türkei, Bulgarien, Serbien und Montenegro, da Griechenland nicht zu bestimmen war, die Bedingungen anzunehmen. Der Waffenstillstand lautet auf unbestimmte Dauer.



Montenegrinische Soldaten und Kriegsveteranen.

Der vom Sobranjepräsidenten Danew vorgeschlagene Text enthielt folgende Bedingungen:

1. Die Armeen der Kriegführenden verbleiben in ihren Stellungen;
2. die belagerten Festungen werden nicht verproviantiert;
3. die Verproviantierung der bulgarischen Armee wird über das Schwarze Meer und über Adrianopel erfolgen, und zwar vom zehnten Tage nach Abschluß des Waffenstillstandes angefangen;
4. die Friedensverhandlungen werden am 13. Dezember in London beginnen.

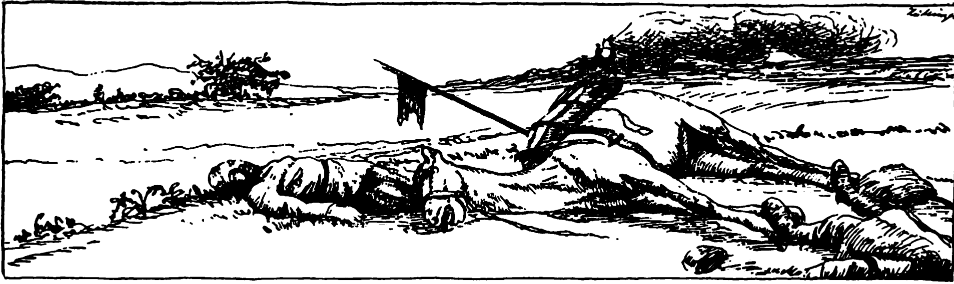
Der Kriegszustand zwischen der Türkei und Griechenland erfuhr durch obigen Vertrag keine Änderung. Die Uneinigkeit der Verbündeten trat also jetzt bereits offenkundig zutage. Eine halbamtliche Erklärung aus Athen besagte:

Da die Türkei, anstatt die Bedingungen der Alliierten anzunehmen, Gegenvorschläge gemacht hat, die dahin gehen, daß die Garnisonen nicht nur in ihren Stellungen verbleiben, sondern auch verproviantiert und die Tschataldschabefestigungen nicht geräumt werden sollen, hielt Griechenland dafür, derartige Gegenvorschläge zurückzuweisen und die militärischen Operationen in Thrazien fortzusetzen. Wenn der Türkei daran liege zu unterhandeln, würden die Alliierten nach der Ansicht Griechenlands bessere Bedingungen erreichen durch Fortsetzung des Krieges als durch den Waffenstillstand.

Am 4. Dezember zog Nazim Pascha in Konstantinopel ein. Die Bevölkerung war überglücklich, voll Hoffnungen und bereitete ihm einen Empfang wie einem Sieger. Der Bahnhof zeigte reichsten Blumenschmuck. Musikkapellen spielten rauschende heitere Weisen. Und die höchsten Würdenträger des Reiches stellten sich zu seinem Empfang hier ein. Keiner merkte den Türken an, daß der ganze Feldzug einer der verlustreichsten ihrer Geschichte war. Das leichtlebige Völklein freute sich, daß endlich wieder ein Sonnenstrahl in sein starrendes Elend fiel, daß der schreckliche Krieg einem bösen Traum gleich unaufhaltsam dahinschwand.

Freilich am Ufer des Ägäischen Meeres, über Dedeagatsch, wehte seit dem 10. November die bulgarische Flagge. Und niemand mehr sollte sie von dort herunterholen!





12. Kapitel.

Die Unabhängigkeitserklärung Albaniens. Fruchtlose Verhandlungen.

Die Friedensverhandlungen zwischen der Türkei, Bulgarien, Serbien und Montenegro begannen programmäßig am 13. Dezember 1912 im St.-James-Palast, einer altehrwürdigen Kunst- und Kulturstätte Londons. Sie sollten länger dauern, als man anfangs dachte.

Vor allem war die allgemeine politische Lage Europas damals noch immer sehr bedrohlich. Die seit Wochen gesteigerte Spannung zwischen Österreich-Ungarn und Serbien, das heimtückische Verhalten Rußlands, das lauernde Hinhalten Englands erzeugten allgemein Nervosität. Erzherzog Franz Ferdinand, der österreichische Thronfolger, erkannte mit scharfem Blick, daß die Einkreisungspolitik Eduards VII., die auf eine Schwächung, wenn nicht Vernichtung der Zentralmächte Österreich-Ungarn und Deutschland hinauslief, die schlimmsten Früchte zu zeitigen begann. Es kam zu der berühmten Zusammenkunft mit Kaiser Wilhelm II. anläßlich der „Hofjagd zu Springe“. Aber der deutsche Kaiser konnte sich nicht entschließen, die dunklen Pläne der bösen Nachbarn wie den gordischen Knoten mit dem Schwert zu zerschneiden. Voll grenzenloser Friedensliebe und unsäglicher Langmut ließ er dieses auch jetzt noch in der Scheide stecken. Selbst vor einem aufgezwungenen Angriffskrieg scheute der Monarch noch immer zurück.

Indessen hatten die Führer des albanischen Volkes einen wichtigen Beschluß gefaßt. Sie traten am 28. November, also am gleichen Tage, da die

serbische Armee in Durazzo einzog, in Valona zusammen. Und bereits am folgenden Tag übersandte der Präsident der bereits konstituierten provisorischen Regierung von Albanien, Ismail Kemal Bey, an den österreichisch-ungarischen Minister des Äußern Graf Berchtold folgende Depesche:

„Die heute in der Stadt Valona tagende Nationalversammlung, die aus Delegierten aller albanischen Gegenden ohne Unterschied der Religion besteht, hat soeben die politische Unabhängigkeit von Albanien proklamiert und eine provisorische Regierung eingesetzt, die beauftragt ist, die Rechte und die Existenz des von den serbischen Armeen mit der Vernichtung bedrohten albanischen Volkes zu verteidigen und den von den Armeen der verbündeten Balkanstaaten überschwemmten vaterländischen Boden zu befreien. Indem ich dies Eurer Exzellenz zur Kenntnis bringe, habe ich die Ehre, die Regierung Seiner Majestät zu bitten, diese Änderung im politischen Leben der albanischen Nation anerkennen zu wollen. Die Albaner, die hiemit in die Völkerfamilie des europäischen Orients eingetreten sind, in der sie die ältesten zu sein sich schmeicheln, verfolgen bloß das einzige Ziel, im Frieden mit allen Balkanstaaten zu leben und so ein Element des Gleichgewichts zu werden, und sind überzeugt davon, daß die Regierung Seiner Majestät ebenso wie die ganze zivilisierte Welt ihnen eine wohlwollende Aufnahme bereiten wird, indem sie sie gegen jeden Eingriff in ihre nationale Existenz und gegen jede Zerstücklung ihres Territoriums beschützt."

Eine gleiche Erklärung bekam der italienische Minister des Äußern Marchese di San Giuliano zugestellt.

Damit waren die beiden das Adriatische Meer beherrschenden Großmächte von einer ohne ihr Dazutun vollzogenen Tatsache höflich, aber ziemlich entschieden in Kenntnis gesetzt.

Kurzsichtige Bierbankpolitiker warfen die Frage auf: Was geht uns Albanien an? Hat Österreich-Ungarn nicht genug Millionen an diesen Landstrich verschwendet, als er noch türkisch war? Hat es nicht genug Schulen, Krankenhäuser usw. hier zu Lande auf eigene Kosten errichtet. Warum? Wozu?

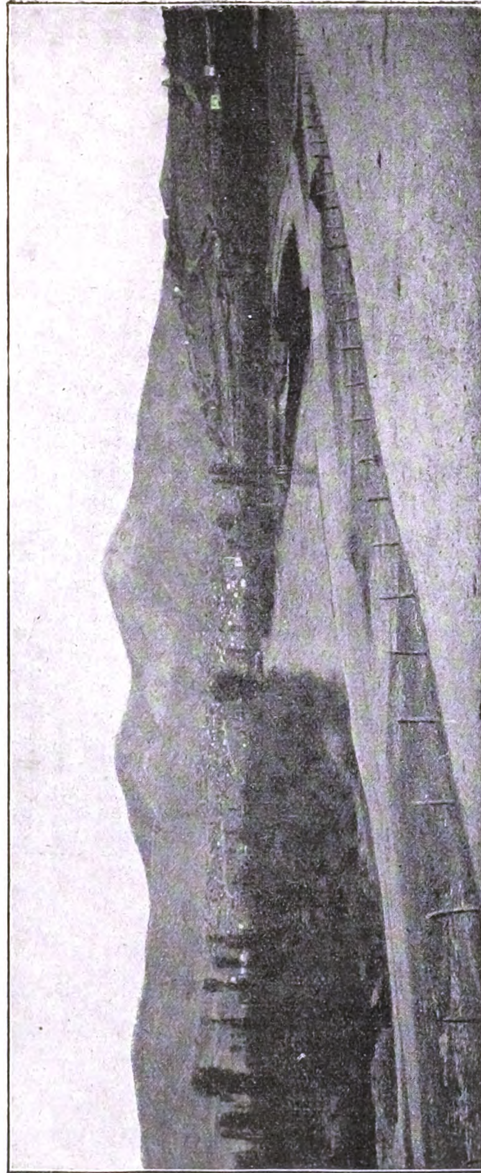
Ein Blick auf die Landkarte genügt, daß es Österreich-Ungarn nicht ohne weiteres dulden konnte, Italien auch nur die albanische Küste entlang eine Niederlassung zu gestatten. Denn mittels dieses Ufers wäre der Nachbar jederzeit in der Lage, die Adria fast genau so abzusperren wie die Türkei am Bosporus das Schwarze Meer.

So konnte die Donaumonarchie höchstens ein unabhängiges Albanien gutheißen, in dem seine Interessensphäre hinter der Italiens keineswegs



Originalzeichnung von H. Zeillinger.

Sturm auf die Verschanzungen bei Tschataldscha.



Die von den Serben eingenommene türkisch-mazedonische Stadt Köprülü.

zurücktrat. Und es begann daher der materielle Wettkampf der beiden Großmächte um den moralischen Besitz des jungen Staates erst recht.

Albanien, albanisch Schkiperia geheißen, diese wilde Gebirgsgegend der Balkanhalbinsel im Westen, umfaßte im Altertum Epirus und Illyrien, bis zum Krieg aber die türkischen Wilajete Jannina, Skutari und zum Teil wenigstens Monastir und Kossowo.

Die Albaner oder Schkipetaren, türkisch Arnauten, Nachkommen der alten Illyrier, etwa zwei Millionen, bekennen sich teils zur griechisch-orienta-



Griechische Batterie im Feuergefecht gegen die erste vorgeschobene Position von Bizam, dem Hauptfort von Janina.

lischen, teils zur römisch-katholischen Kirche, teils zum Islam. Ihre Sprache bildet einen Zweig des Indogermanischen und zerfällt in die Hauptmundarten Toskisch oder Südalbanisch und Gegisch oder Nordalbanisch.

Im Altertum von Rom unterworfen, war das heutige Albanien im Mittelalter viel umstritten. Den Bulgaren (bis 1018) folgten in der Oberherrschaft die Normannen, bis 1318 Despoten von Epirus, dann Byzanz bis 1318. Später nisteten sich Serben ein. Schließlich teilten sich die Kaiser von Byzanz und die Republiken von Neapel und Venedig in den Besitz der Küste. Nach langen Kämpfen, in denen der einheimische Fürst Skanderbeg der Große



Türkisch-mazedonische Stadt Üsküb im Wilajet Kosowo,
wurde von den Serben nach einem blutigen Kampf erobert.

hervortrat, wurde Albanien 1479 türkische Provinz und blieb es trotz mancher Aufstandsversuche bis zum November 1912.

Um den neuen albanischen Fürstenthron bewarben sich gleich mehrere Kandidaten. Der Herzog von Urach, der Herzog der Abruzzen, Prinz Abdul Modschid wurden nebst anderen am Anfang genannt. Natürlich kam nur ein reicher Fürst in Frage, dessen materielle Unabhängigkeit von vornherein feststand. In dem unruhigen, noch unsichern Lande konnte nur eine solche Persönlichkeit Ansehen und Einfluß gewinnen. Man durfte gespannt sein, wem am Ende der allerdings mehr als problematische Preis zufallen würde . . .

Selbstredend konnten die Großmächte Europas nicht ruhig zusehen, was sich auf dem Balkan abspielte. Sie trafen daher ein Übereinkommen, demzufolge ihre Vertreter in eingehenden gemeinsamen Beratungen die schwebenden Fragen erörtern sollten. Die erste Sitzung wurde für den 17. Dezember in die englische Hauptstadt einberufen.

Diese Botschafterkonferenz in London setzte sich aus Sir Edward Grey (England), Fürst Lichnowsky (Deutsches Reich), Marquis Temporiali (Italien), Paul Cambon (Frankreich), Graf Mensdorff (Österreich-Ungarn) und Graf Benkendorff (Rußland) zusammen. Ihre Aufgabe war es, die Balkanangelegenheiten vom Standpunkt der europäischen Großmächte und in Übereinstimmung mit den kriegführenden Kleinstaaten zu erledigen, womöglich endgültig. In geschickter Weise verstand es Grey von vornherein, durch unablässiges Ränkespiel die sämtlichen Fäden des verworrenen Knäuels in seine Hand zu bekommen. Sein Lebensprogramm, im trüben zu fischen, betätigte er während der ganzen Balkankrise wirklich meisterhaft.

Zunächst galt es, das infolge der bevorstehenden Veränderungen auf der südosteuropäischen Landkarte nervös gewordene Rumänien zu beruhigen. Dort regierte der Hohenzollernsproß König Karl I., ein warmer Freund des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns, mit kluger Mäßigung und voll heißer Friedenswünsche. Er wollte sein Land durch eine ruhige Entwicklung des jungen Staatswesens groß, reich und glücklich machen. Mit Absicht hatte er es abgelehnt, in den Balkanstreit einzugreifen. Die eigenartige Lage Rumäniens als Pufferstaat zwischen dem slawischen Riesenreich des Ostens und den streitenden Völkern auf dem Balkan. verbot jede vorzeitige Stellungnahme, die nur das Ergebnis eines übereilten Entschlusses hätte sein können. Es gedachte neutral zu bleiben und die Neutralität auf friedlichem Wege nach Abschluß des Krieges vom Sieger sich bezahlen zu lassen.

Der kritische Augenblick der diplomatischen Verhandlungen war gekommen. Jetzt also mußte Rumänien seine Ansprüche geltend machen. Am 9. Dezember eröffnete daher König Karl I. das neugewählte rumänische Parlament mit einer bedeutsamen Thronrede.

Sie führte u. a. aus, Rumänien habe bei seinem Bestreben, zur Lokalisierung des Krieges beizutragen, gegenüber den kriegführenden Balkanstaaten Neutralität beobachtet, wobei es jedoch die Entwicklung der Ereignisse, die zahlreiche Interessen des eigenen Landes berührten, aufmerksam verfolgte.



Griechisch-albanische Freiwillige auf Seiten der Griechen vor Janina.

„Wir sind zu der Hoffnung berechtigt, daß diese Haltung günstige Ergebnisse für gute Beziehungen zu den Balkanstaaten in ihrer neuen Zusammensetzung zeitigen wird und daß unsere Interessen Berücksichtigung finden werden. Rumänien wird als wichtiger Faktor des europäischen Konzerts angesehen und bei der endgültigen Regelung der Balkankrise wird sein Wort Gehör finden. Das Vertrauen, das die Nation in die ausnahmslos anerkannte Tapferkeit ihrer Soldaten setzt, ist vollauf gerechtfertigt. Die Armee ist imstande, diesem Zeichen des Vertrauens zu entsprechen und ist immerdar bereit, ihre Mission zu erfüllen."

Das war deutlich gesprochen. Entweder man gewährte Rumänien, was es haben wollte, oder dieses griff zu den Waffen, um es sich selbst zu holen. Die Mächte sollten sich daher vorsehen!

Das Buhlen um die Gunst Rumäniens oder besser gesagt die schmeichlerische Betörung dieses Staates setzte rechtzeitig ein. Der Protektor aller Slawen, der russische Zar, ernannte König Karl anläßlich des 35. Jahrestages der Schlacht von Plewna zum Feldmarschall seiner Armee und ließ ihm den Marschallstab durch den Großfürsten Nikolaus Michailowitsch überreichen.

Eine sonderbare Erinnerung! Vor 35 Jahren hatte Rumänien in einem glorreichen Feldzug die Türken besiegt und lediglich einen armseligen Streifen Landes, die Dobrudscha, bekommen. Die reichere Siegesbeute steckte das edle Rußland ein, Bessarabien nämlich, obwohl dieses Land zum großen Teil von Rumänien bewohnt, ganz natürlich Rumänien gebührt hätte. Seitdem wandte sich das enttäuschte, aufstrebende Volk von seinem angeblichen Freund und Gönner in Petersburg offenkundig ab und schloß sich an Österreich-Ungarn an.

Nun sollte die Türkei nach Asien verdrängt und Österreich-Ungarn und das hinter ihm stehende Deutsche Reich seines Einflusses auf dem Balkan beraubt werden. Das war die Tendenz der russischen Lockung.

Neben dem Botschafterkongreß in London fing am 13. Dezember programmäßig auch die Friedenskonferenz zu tagen an. Selbstverständlich spielte der verschlagene Grey auf ihr erst recht die erste Geige, indem er den Ehrenvorsitz übernahm und vor allem hinter den Kulissen am eifrigsten intrigierte.

Am 20. Dezember kam der erste Beschluß des Botschafterkongresses zustande. Demnach empfahlen die diplomatischen Vertreter der europäischen Großmächte den Balkanstaaten vor allem zur Annahme, daß Albanien autonom, d. h. ein selbständiger Staat werde und Serbien einen kommerziellen Zugang zum Meer erhalte. Der Zusatz „kommerziell" war wichtig, denn er bedeutete, daß es sich nur um einen den serbischen Handel fördernden Punkt an der Adriaküste handeln könne, nicht aber etwa um einen Kriegshafen oder überhaupt um einen Landerwerb der Serben am Ufer des Meeres.

Am 23. Dezember wieder unterbreiteten die Verbündeten der Friedenskonferenz folgende Bedingungen:

1. Abtretung des ganzen Territoriums westlich von der Linie, die von einem Punkt westlich Rodosto am Marmarameer zu einem Punkt in der Bai von Malatza am Schwarzen Meer führt und die Halbinsel



Montenegrinische Frauen besuchen ihre verwundeten Männer im Hospital von Podgoritza.

Gallipoli ausschließt. In dieser Abgrenzung ist Albanien inbegriffen. Die Entscheidung über dieses Land bleibt jedoch den Entschließungen der Mächte vorbehalten;

2. Abtretung der Ägäischen Inseln;
3. Aufgabe aller Ansprüche auf Kreta seitens der Türkei.



Serbische Kriegsbeute.

Die Verbündeten verlangten also nicht viel weniger, als daß die Türkei ihr ganzes europäisches Besitztum bis auf Konstantinopel und ein kleines hiezu gehöriges Hinterland preisgebe. Das war entschieden zu viel und entsprach dem tatsächlichen Kräfteverhältnis der kriegführenden Staaten nicht. So schlecht hatte die Türkei am Ende noch nicht abgeschnitten, um auf derartige Friedensbedingungen eingehen zu müssen.

Und so legte denn am 28. Dezember der türkische Hauptvertreter Reschid Pascha der Friedenskonferenz folgende Gegenanträge vor:

1. Das Wilajet Adrianopel bleibt unter der unmittelbaren Verwaltung der Türkei;
2. Mazedonien wird in ein Fürstentum umgewandelt mit Saloniki als Hauptstadt. Es steht unter der Oberhoheit des Sultans, jedoch unter der Herrschaft eines von den Balkanverbündeten erwählten Fürsten, der vom Sultan ernannt wird. Der Fürst soll Protestant und aus einem neutralen Staate sein;
3. Albanien wird selbständig unter der Souveränität des Sultans und unter einem Fürsten aus der kaiserlich ottomanischen Familie, der für 5 Jahre gewählt wird mit der Möglichkeit der Verlängerung der Regierungsdauer nach Ablauf dieser Frist;
4. alle Ägäischen Inseln bleiben türkisch;
5. die kretische Frage wird von der Konferenz nicht behandelt, sondern zwischen der Türkei und den Großmächten geregelt.

Natürlich erklärten die Verbündeten, diese Gegenvorschläge seien unannehmbar, und zwar schlossen sich da alle von den Bulgaren bis zu den Griechen, die, wenn auch ohne Waffenstillstand, in die Friedensverhandlungen schließlich mit eingetreten waren, einig zusammen.

Hierauf wurde die Friedenskonferenz als vorläufig ergebnislos auf den 30. Dezember vertagt. Aber auch diese Sitzung brachte keine Entscheidung. Ein amtliches Telegramm hierüber besagte, daß diesmal der bulgarische Vertreter Danew den Vorsitz inne hatte.

Die türkischen Vertreter erklärten, die von den Alliierten gewünschten neuen Instruktionen aus Konstantinopel erhalten zu haben, doch seien einzelne Teile der betreffenden Depesche noch nicht entziffert, andere nicht ganz klar, es müsse also der Rest noch dechiffriert beziehungsweise Aufklärung von der Pforte eingeholt werden. Immerhin aber seien die türkischen Delegierten schon jetzt imstande, allgemeine Mitteilungen zu machen: Die Pforte halte es für angezeigt, daß manche Fragen von der Friedenskonferenz direkt gelöst würden, z. B. die Frage der zukünftigen türkisch-bulgarischen Grenze, andere Fragen aber den Großmächten zur Vermittlung unterbreitet würden, z. B. die Frage der Zukunft des Sandschaks Novibazar.

Die türkischen Vertreter luden hierauf die andern Delegierten zu einer Aussprache auf dieser Grundlinie ein. Eine solche wurde jedoch von der andern Partei einmütig und ganz entschieden abgelehnt. So kam es schließlich neuerdings zu einer Vertagung bis zum 1. Januar 1913.

Man verhandelte in der Folge zu Beginn des neuen Jahres eifrig weiter. Allein zu bindenden Beschlüssen war die Situation noch immer nicht reif genug. Und am 6. Januar ging man sogar „auf unbestimmte Zeit" auseinander.

Über den Verlauf dieser Sitzung, die unter dem Vorsitz des serbischen Hauptvertreters Nowakowitsch tagte, wußte die Presse zu melden, daß die Türken zunächst erklärten, unter keiner Bedingung auf Adrianopel verzichten zu können und daß sie ferner nur dann Kreta vollständig frei geben, falls ihr keine weiteren Inseln abverlangt würden. Auf diese Erklärung hin sei jede weitere Beratung von den Verbündeten kurzerhand einfach abgebrochen worden.



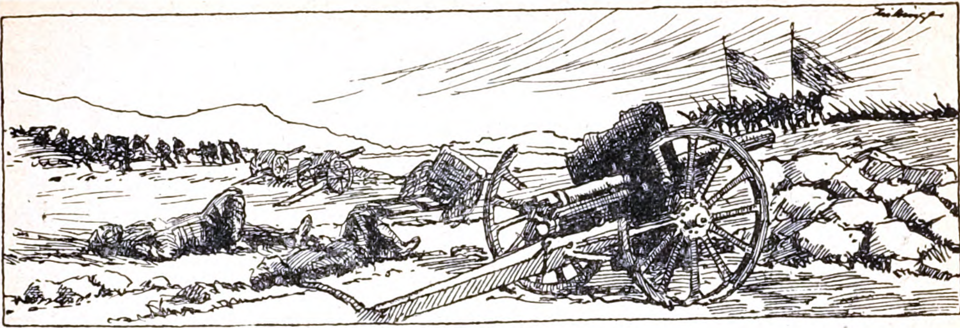
Die Hauptstraße in Cetinje, der Hauptstadt Montenegros.

Die türkischen Delegierten protestierten dagegen und gaben zu Protokoll, der Präsident habe ihrer Meinung nach nicht das Recht, die Sitzung aufzuheben, sie fragten an, was die Suspendierung zu bedeuten habe.

Nachdem die formelle Sitzung geschlossen war, folgte eine allgemeine Aussprache, in der die türkischen Vertreter dahin aufgeklärt wurden, daß die Delegierten keinen Bruch heraufzuführen beabsichtigten, sondern nur zuwarten wollten, bis sie eine befriedigende Antwort auf ihre eigenen Forderungen bekämen.

So scheiterten die ersten Versuche, eine Einigung zwischen den streitenden Balkanstaaten herbeizuführen, nahezu vollständig. Es blieb einer späteren Zeit überlassen, ob sie wieder aufgenommen werden sollten.





13. Kapitel.

Der Staatsstreich in Konstantinopel. Wiederbeginn der Kämpfe.

Am 18. Dezember hatte die türkische Flotte vor den Dardanellen ein Seegefecht mit den Griechen zu bestehen, dessen Ausgang für beide Parteien unentschieden blieb.

Auch in den nächsten Wochen kam es zu mehr oder minder heftigen Zusammenstößen, bei denen sich vor allem der türkische Kreuzer „Hamidijeh", der im europäischen Krieg die Feindseligkeiten gegen Rußland im Schwarzen Meer eröffnen sollte, rühmlich hervortat.

Ebenso wurde zu Land, vor Janina im Epirus, heftig gekämpft. Doch hielt die Besatzung dieser türkischen Festung, etwas über 25 000 Mann, heldenmütig, ohne an eine Übergabe zu denken, stand. Die Griechen brachten es hier ebensowenig weiter wie die Serben und Montenegriner vor Skutari und die Bulgaren vor Adrianopel. An diesen beiden Orten ruhte übrigens offiziell der Kampf seit Erklärung des Waffenstillstands. Doch fanden irreguläre Scharmützel gar häufig statt.

Die Großmächte versuchten inzwischen den abgerissenen Faden der Friedensverhandlungen wieder zusammenzuknüpfen und arbeiteten für eine Neuaufnahme derselben.

Am 17. Januar überreichten die diplomatischen Vertreter von Österreich-Ungarn, England, Frankreich, Rußland und Italien eine gemeinsame Note in Konstantinopel, deren Sinn war, die türkische Regierung möge soweit als

möglich nachgeben, um die gefahrdrohende Fortsetzung des Krieges zu verhüten.

„Unter diesen Umständen," hieß es darin, „glauben die europäischen Großmächte der kaiserlich ottomanischen Regierung erneut den Rat geben zu sollen, der Abtretung der Stadt Adrianopel an die Balkanverbündeten zuzustimmen und den Großmächten die Sorge zu überlassen, über das Schicksal der Inseln des Ägäischen Meers zu bestimmen. Gegenüber diesem Zugeständnis würden die genannten Mächte es sich angelegen sein lassen, den Schutz der muselmannischen Interessen in Adrianopel und die Achtung vor den in dieser Stadt befindlichen Moscheen, religiösen Gebäuden und Grundstücken zu sichern. Ebenso würden sie dahin wirken, daß bei der Lösung der Inselfrage jede Bedrohung der türkischen Sicherheit ausgeschlossen sei."

In Konstantinopel war man auf eine derartige Note längst gefaßt, nahm sie also vorbereitet und ruhig auf, ohne jedoch in der alten Überzeugung wankend zu werden. Kein Politiker von Rang und Einfluß wagte der Abtretung Adrianopels das Wort zu reden.

Vergeblich mühte man sich auch in London ab, die türkischen Diplomaten zu überreden. „Der kranke Mann" blieb fester, als man allgemein vorausgesetzt hatte, und lehnte die Bedingungen der Verbündeten nach wie vor als Selbstmord entschieden ab.

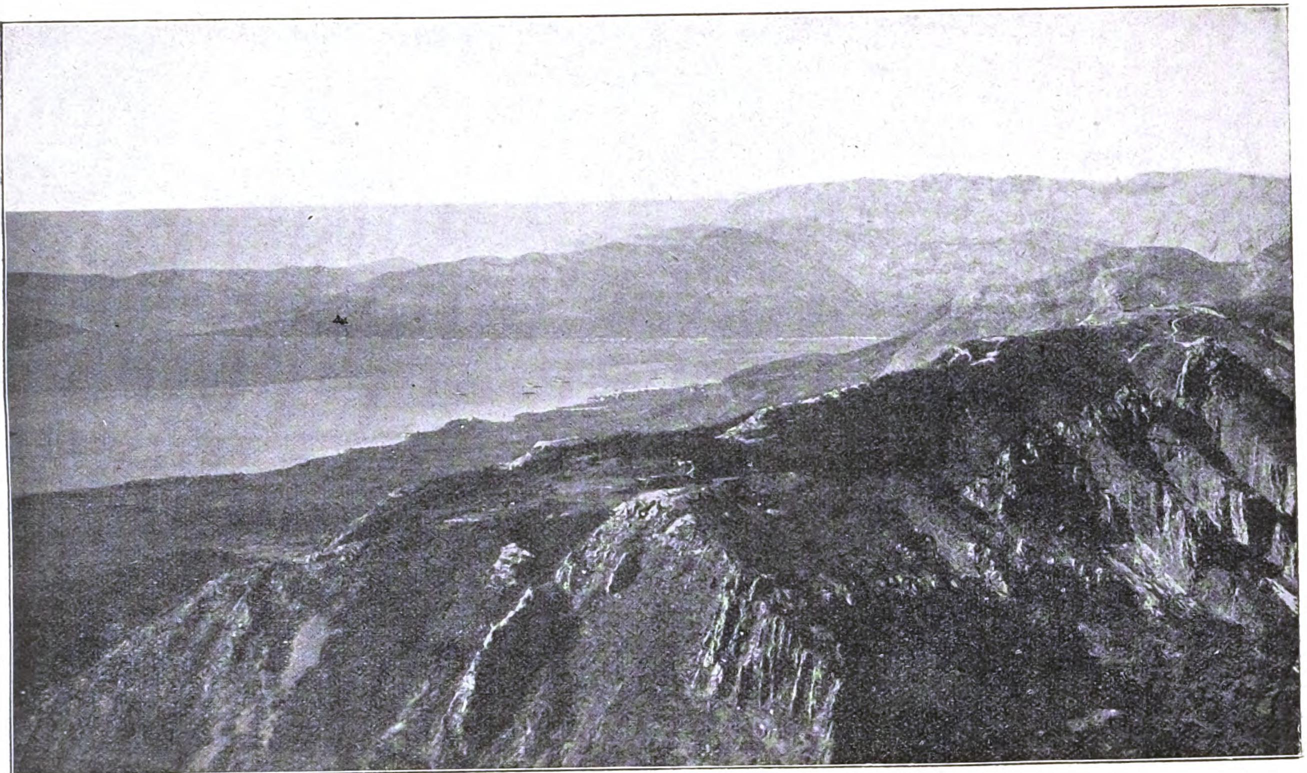
Da griffen die Jungtürken ein. Sie erzwangen am 23. Januar den Rücktritt des bisherigen Ministeriums und veranlaßten die Ernennung Mahmud Scheffet Paschas zum Großwesir und Kriegsminister.

Oberst Enver Bey, der Organisator des jüngsten türkischen Staatsstreichs, bezweckte nichts anderes, als dem Sultan den Rücken zu steifen. Eher sollte die Kriegsfurie neuerdings entbrennen, als daß Adrianopel an den Feind überginge. Der Kabinettswechsel bedeutete einen Umschwung zugunsten einer Fortsetzung des abgebrochenen Kampfes.

Die Bevölkerung hatte sich in gewaltigen Scharen zusammengerottet, durchströmte die Straßen von Konstantinopel und rief: „Es lebe der Krieg!"

Der bisherige Kriegsminister Nazim Pascha, von dem man behauptete, er huldige dem Frieden am Ende unter jedem Preis, wurde im Getümmel des Staatsstreichs erschossen.

Trotz dieses blutigen Vorfalls, der allenthalben lebhaft und in der verschiedensten Weise erläutert wurde, brauchte über die Stadt Konstantinopel kein Standrecht verhängt zu werden. Sie beruhigte sich nämlich sofort, als das Gelingen des Unternehmens feststand.



Der montenegrinische Wetterwinkel: Blick auf die Bocche di Cattaro, die österreichisch-montenegrinische Grenzfestung.

„Adrianopel oder der Tod!", so lautete die Losung des türkischen Offizierkorps. Und getreu dieser Losung wollte man nunmehr handeln, ohne weiteres Zögern und Zaudern.

Über die näheren Umstände der Ermordung Nazim Paschas erfuhr die europäische Öffentlichkeit das folgende: Ein Ordonnanzoffizier des bisherigen Großwesirs Kiamil Pascha erkannte unter den Manifestanten in der Residenz eine ihm feindlich gesinnte Persönlichkeit, nahm an, daß diese etwas gegen ihn im Schilde führe, wie er zu seinem Nachbar äußerte, zog seinen Revolver und gab auf sie einen tödlichen Schuß ab. Sogleich zogen mehrere der Manifestanten gleichfalls ihre Waffen und schossen den erwähnten Ordonnanzoffizier und einen benachbarten Zivilbeamten nieder. Der Kriegsminister Nazim Pascha hatte im Ministersaal den Lärm gehört, äußerte, daß er nachsehen wolle, was los sei, öffnete die Tür und trat in dieselbe, begleitet von seinem Adjutanten, einem seinerzeit in Deutschland ausgebildeten Offizier. In diesem Augenblick fiel die Salve, und beide, der Minister und der Adjutant, wurden auf der Stelle tödlich getroffen. Im ganzen kamen fünf Personen bei diesem Anlaß ums Leben ...

Die Umwälzung in der Türkei wirkte auf Europa wie ein Donnerschlag. Die Balkandelegierten waren bestürzt. Die europäischen Diplomaten nicht minder. So etwas hatte niemand erwartet. Darauf war niemand vorbereitet. Hoffte man doch allgemein, daß die Pforte endlich nachgeben werde. Statt dessen erfolgte jetzt eine so laute endgültige Absage, deren Widerhall durch alle Länder zitterte.

Es blieb den Konferenzmitgliedern in London, soweit sie den feindlichen Balkanstaaten angehörten, nichts anderes übrig, als am 28. Januar den Abbruch der diplomatischen Beziehungen amtlich zu verlautbaren.

Zwei Tage hernach beantwortete die neue türkische Regierung die Kollektivnote der europaischen Großmächte. Die Pforte zeigte sich eigentlich recht gemäßigt. Sie erklärte sich bereit, den am rechten Ufer der Maritza gelegenen Teil Adrianopels sowie die von den Griechen besetzten Inseln Chios und Mytilene an die Verbündeten abzutreten, mehr freilich auch nicht, und verlangte im übrigen gewisse wirtschaftliche Garantien.

Es vergingen noch einige Tage zwischen Hangen und Bangen in schwebender Pein, die Diplomaten hinter den Kulissen und am grünen Tisch korrespondierten und redeten weiter, aber an dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten war doch nichts mehr zu ändern. Diese begannen am 3. Februar ohne Gnade und Barmherzigkeit. Die schwer erschöpften Heere mußten neuerdings ihre Geschütze laden und weitere Menschenopfer bringen.

Zunächst eröffnete General Iwanow das Feuer vor Adrianopel. Der heldenhafte Verteidiger fürchtete auch jetzt weder die Kugeln der Feinde noch die Not am eigenen Herd. Er wollte ausharren, koste es, was es wolle. Für solche Männer hat jedermann Bewunderung übrig, und so erklärten die bulgarischen Offiziere nicht nur einmal: „Wir werden ihn ehren, wie noch kein General geehrt wurde.“ Zunächst freilich hieß es abwarten, bis sich Schükri Pascha wirklich ergab.



Verwundete Griechen werden in den Zug gebracht.

Wie er selbst über eine etwaige Preisgabe der Festung dachte, erhellt aus einer drahtlosen Depesche, die er nach Konstantinopel sandte und die seinen Charakter schärfer zeichnet als jedes Wort eines Unbeteiligten:

„Es gibt in der türkischen Geschichte keinen General, der so feig gewesen wäre, eine der stärksten Festungen der Welt, wie die unsrige, einem so blutdürstigen, grausamen Feinde freiwillig auszuliefern. Es soll nicht heißen, daß ich einer solchen Feigheit schuldig wurde. Lieber werde ich unsere

Truppen bis zum letzten Mann opfern und den letzten Schuß meines Revolvers für mich aufsparen. Wenn ich sehen sollte, daß ein weiterer Widerstand unmöglich ist, würde ich dafür sorgen, daß die 40 000 hier befindlichen Bulgaren beseitigt werden. Die Frauen, Kinder und Kranken würde ich dem Schutz der fremden Konsuln anvertrauen und jeder Frau usw. zugleich ein weißes Tuch (im Türkischen doppelsinnig: Neutralitätsflagge oder Leichentuch) mitgeben. Ich würde es dann den Konsuln überlassen, auch diese Schützlinge ebenso abschlachten zu lassen, wie die Bulgaren es unter ihren (zivilisierten) Augen mit unsern Frauen getan haben. Dann werde ich meine Kanonen auf alle Bulgaren, auf alle schönen Gebäude richten, die den Schmuck dieser teuren Stadt bilden, und werde sie mit Feuer und Schwert in einen riesigen Schutthaufen verwandeln. Und meine braven Soldaten werden zwischen dem Feuer im Innern und dem Tode draußen die feindlichen Linien, auch wenn diese nach Millionen zählten, durchbrechen und entweder ehrenvoll sterben oder diese Ruinen siegreich verlassen. Gezeichnet Schükri."

Wir begreifen, daß dieser Liebling seiner Armee bald auch der Liebling der gesamten türkischen Nation war diesseits und jenseits des Bosporus, einer der populärsten Männer ihrer gesamten neueren Geschichte.

Auch auf den andern Kriegsschauplätzen entbrannte der Kampf. Die Stimmung in Konstantinopel äußerte sich jedoch zuversichtlich und blieb fest.

Wochen vergingen. Noch immer standen die Bulgaren vor Adrianopel. Noch immer hielt Skutari dem Ansturm der Serben stand. Da entschlossen sich die Griechen, alles daranzusetzen, um Janina und damit den Epirus endlich in die Hand zu bekommen.

In der Festung — die Stadt Janina zählte ungefähr 20 000 Einwohner, meist Griechen, mohammedanische Albaner und Juden — kommandierte Essad Pascha, nicht zu verwechseln mit dem berüchtigten Essad Pascha, dem Oberkommandanten von Skutari.

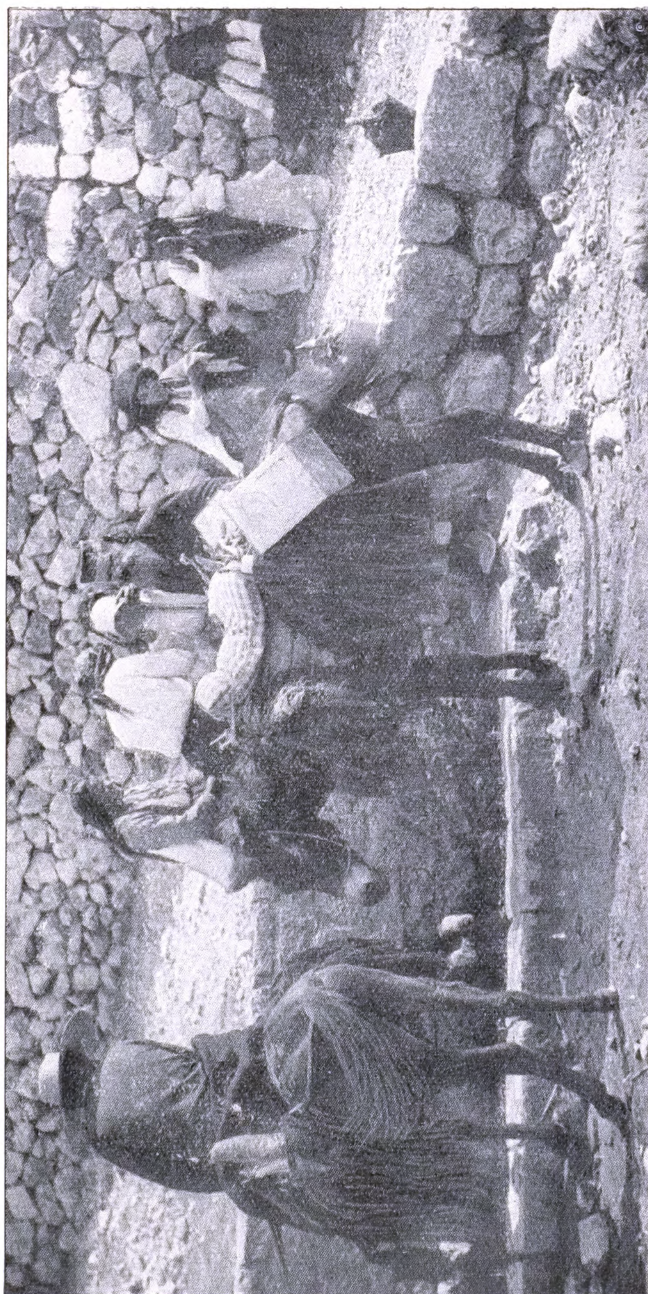
Über die Erstürmung der Feste brachte die „Frankfurter Zeitung" einen anschaulichen Bericht. Bereits während der Kronprinz von Griechenland sein Heer nach Saloniki führte, fanden vor Bisani, dem stark befestigten Fort von Janina, unter dem Kommando des Generals Sapundzakis heftige Angriffe statt, die jedoch keinen Erfolg hatten.

Nach der Besetzung von Saloniki übernahm der Kronprinz den Oberbefehl über die Truppen im Epirus. Die monatelange Untätigkeit, die stete Wachsamkeit in den Vorpostenlinien bei Schnee und Kälte hatte die Armee bereits ungeduldig gemacht. Die Übernahme des Kommandos durch den Kronprinzen gab den Hoffnungen auf einen Angriff und endgültigen Sieg



Originalzeichnung von H. Zeillinger.

Montenegrinische Belagerungsgeschütze vor Skutari.



Rast auf dem Wege von Cattaro nach Cetinje.

neue Nahrung. Man verstärkte das Heer, versorgte sich hinreichend mit Munition und Proviant und rückte mit erneuter Kraft gegen Janina vor.

Vor den Entscheidungsschlachten am 5. und 6. März fanden nur Scharmützel statt. Den Griechen war es gelungen, eine Höhe, sechs Kilometer von Bisani entfernt, zu besetzen, die links von der Straße nach Janina liegt und nach einer Kapelle „Prophet Elias" genannt wird. Von diesem Punkt aus beherrschte die dort aufgestellte Artillerie das ganze Gelände. Zu gleicher Zeit suchten die griechischen Pioniere auf dem linken Flügel, sowie westlich von Bisani Brücken und Wege zu bauen und die Feldartillerie auf die umgebenden Höhen hinaufzubringen.

Am 5. März eröffnete die griechische Artillerie bei Tagesanbruch an der Straße, die nach Janina führt, das Feuer auf die türkischen Forts Bisani und Kostritza. Auch die linke Flanke auf dem Eitorach begann gegen Mittag zu schießen.

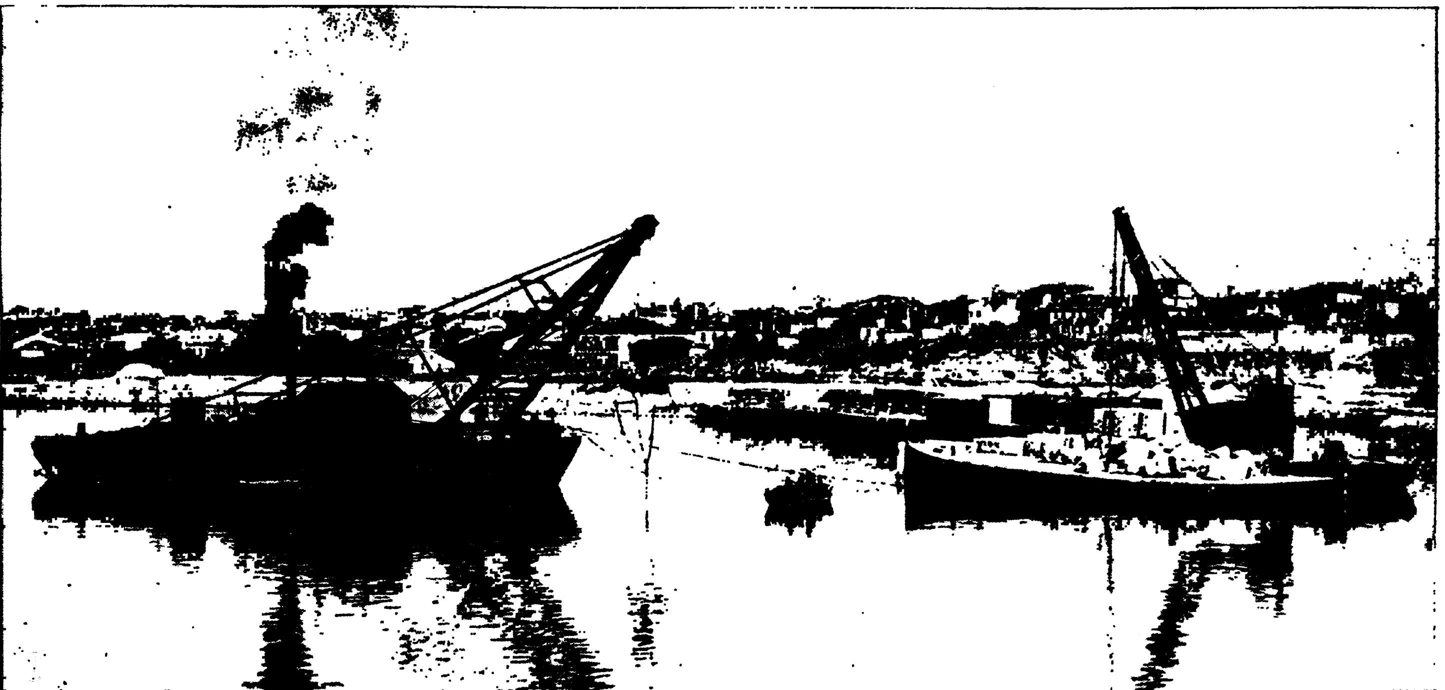
Die Türken hatten fast durchwegs Fehlschüsse zu verzeichnen, weil die Griechen hinter ihren guten Deckungen kein sicheres Ziel boten und den Feind beständig in die Irre führten.

Die Erde zitterte unter dem Kanonendonner. Dazwischen knatterten die Gewehre. Niemand setzte aus. Hüben wie drüben kämpfte man auf Leben und Tod.

Am Abend erst wurde das Feuer etwas schwächer, hörte jedoch selbst in der Nacht nicht völlig auf. Soweit festgestellt werden konnte, hatten die Griechen am ersten Tage der Schlacht etwa 50 Tote und 100 Verwundete.

Am folgenden Morgen erfuhr das Feuer bei Tagesgrauen wieder eine Verstärkung und nach einer Stunde war die Schlacht in vollem Gange. Besonders auf dem linken Flügel kam es zu heftigen Zusammenstößen, an denen sich auch die Infanterie erfolgreich beteiligte. Sie befand sich in der Übermacht und wurde von der starken Artillerie wirksam unterstützt. Gegen Mittag unternahm die Infanterie auf dem linken Flügel einen entscheidenden Vorstoß und trieb die Türken in wilder Flucht aus dem Fort St. Nikolaus hinunter in die Ebene nach Janina zu. Die Türken ergriff eine furchtbare Panik.

Nun folgte Schlag auf Schlag. Die Griechen jagten den fliehenden Truppen nach und machten ungefähr 200 Meter vor Janina halt. Sie hatten dabei Bisani umgangen und wollten am kommenden Morgen dem Fort in den Rücken fallen, das auf dieser Seite nicht befestigt war.



Die bulgarische Hafenstadt Warna am Schwarzen Meer, die von den Türken beschossen wurde.

Die Schlacht, in der von den Griechen 200 Mann fielen und 300 verwundet wurden, während der Verlust der Türken mindestens dreimal so groß war, hatte den Griechen das Fort St. Nikolaus in die Hände gespielt.

In der Nacht setzte man das Artilleriefeuer fort und schob die Stellungen der griechischen Truppen weiter vor. Als man sich am andern Morgen anschickte, zum letzten Sturm das Zeichen zu geben, sandte der Kommandant von Janina einen Offizier mit einer weißen Flagge in das griechische Lager und bot die Übergabe an.

Die Kunde von diesem Erfolg verbreitete sich wie ein Lauffeuer im griechischen Lager und erzeugte einen wahren Freudentaumel. Die Geschütze wurden mit Lorbeerzweigen geschmückt und man brach auf, um in Janina einzurücken.

Die türkischen Befestigungen hatten sich nicht als genügend stark erwiesen. Die verlassenen Geschütze waren von dem feindlichen Feuer sehr mitgenommen. Die Türken hatten ihr letztes Pulver verschossen. Auch der Mangel an Lebensmitteln soll sich in den letzten Tagen sehr fühlbar gemacht haben. Der Soldat in der Festung erhielt 300 Gramm Brot und etwas Fleisch. Mehmed Zia, der auf Bisani eine Batterie befehligt hatte, erzählte, daß 2000 Tote und Verwundete von dem Fort nach Janina gebracht worden wären.

Neben der Straße lagen viele Tote. Die türkischen Soldaten, die ihre Gewehre zusammengestellt hatten, machten einen niedergeschlagenen Eindruck. An ihnen vorbei zogen die siegesfrohen Griechen, die von der Bevölkerung Janinas, die zumeist aus Griechen besteht, überaus herzlich empfangen wurden.

Die heimischen Griechen, die aus Furcht vor den Türken Feze getragen hatten, rissen diese jetzt vom Kopfe und warfen sie den entgegenkommenden Soldaten mit wilden Hochrufen entgegen.

Ein griechischer Journalist, der bei Beginn des Krieges in Janina verhaftet und wegen Hochverrats zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden war, wurde aus seinem Gewahrsam befreit.

Kurz nach dem Einzug der griechischen Vorhut war das ganze Städtchen bereits reich geschmückt. Eine Ehrenpforte hatte man in aller Eile errichtet. Denn am folgenden Tag sollte der Kronprinz seinen Einzug halten.

Der feierliche Empfang, den der Oberbefehlshaber der griechischen Truppen entgegennahm, läßt sich kaum beschreiben. Hoch zu Roß, umgeben von den Prinzen Alexander, Andreas und Christophoros, zog der Kronprinz Konstantin am nächsten Tag Schlag zwölf Uhr an der Spitze seiner Leibgarde nach Janina. In der Kirche wurde ein feierlicher Dankgottesdienst ab-

gehalten, nach dem der Pfarrer ein Hoch auf den König, den Kronprinzen und die Armee von Griechenland ausbrachte.

Einen Mißton in den Jubel brachte das Volksgericht, das während des Einzuges an einem Türken vollzogen wurde. Man hatte ihn noch rechtzeitig



Ausmarsch türkischer Gefangener aus Stara Zagora.

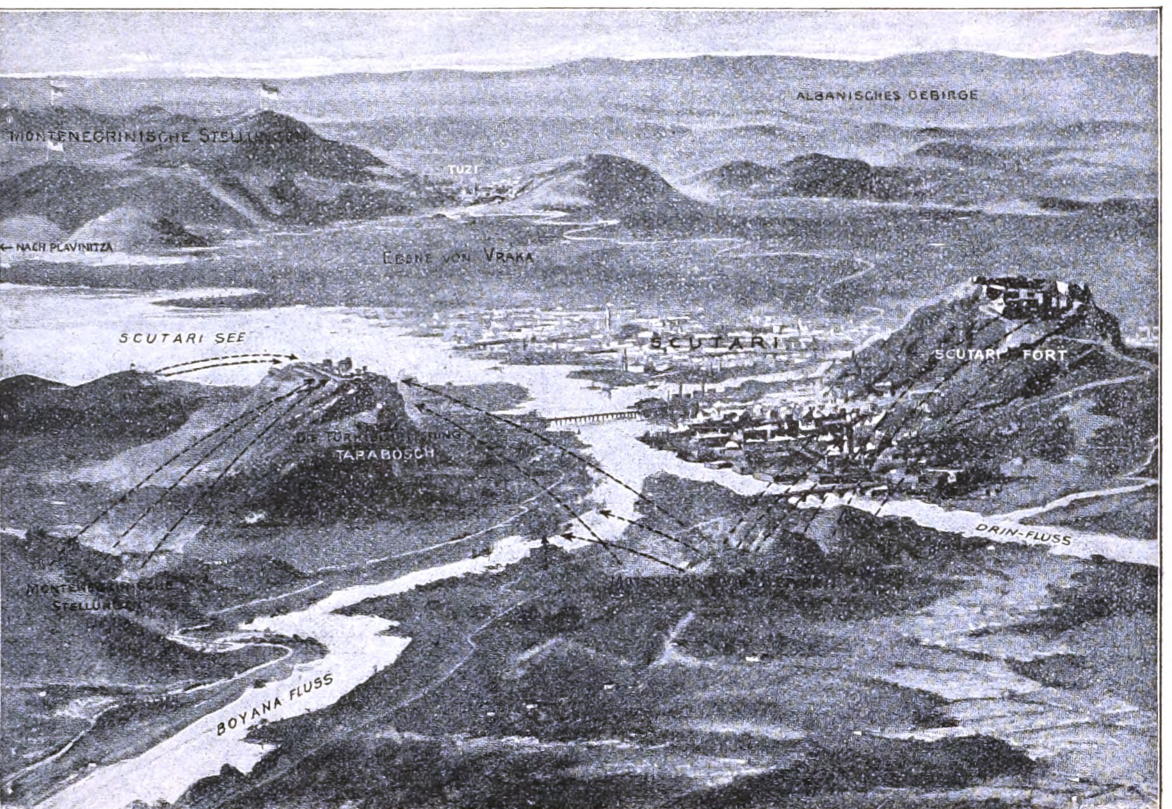
ertappt, als er eine Bombe auf den Kronprinzen schleudern wollte. Sofort durchbohrte ihn der Dolchstoß eines griechischen Soldaten. Er fiel hin und verblutete am Straßenrand. Alles Volk aber, das vorüberkam, spie die Leiche an und trat sie mit Füßen.

Auf Bisani fielen 64 Geschütze den Griechen in die Hände. Die Zahl der Gefangenen betrug an die 5000 Mann. Die Beute an Maschinengewehren und anderen Waffen durfte den Sieger gleichfalls mit Genugtuung erfüllen.

Janina, am 19 Quadratkilometer großen Janinasee gelegen, ein Haupterzeugungsort von Goldstoffen und Seidenwaren, mit ungefähr 26 000, meist griechischen Einwohnern, hatte ein neues Ereignis seiner reichen Stadtchronik einzufügen. Vom 13. bis 15. Jahrhundert Hauptstadt des Despotats Epirus, 1430 von den Türken erobert, war sie von 1788 bis 1822 Sitz Ali Paschas, des berühmten Oberstatthalters von Rumelien, der sich vergeblich bemühte, mit russischer und französischer Hilfe unabhängig zu werden, und schließlich den Henkertod fand. Die jüngsten Helden der Stadt hießen Essad Pascha und Vehib Bey. Dieser, der Bruder des Vorgenannten, beteiligte sich an der Verteidigung der Heimat gleichfalls in hervorragender Weise.

Nicht so glücklich für die Verbündeten ging die Belagerung Skutaris von statten. Die Feste nagte bereits am Hungertuch. Unter der Mannschaft und den Einwohnern wüteten allerhand Seuchen. Die kommandierenden Generale Hassan Riza Bey, ein Vollbluttürke, und Essad Pascha Toptani, ein Albaner von großem Ruf und bedeutendem Einfluß, waren nicht recht einig untereinander. Dem ehrsüchtigen Gewaltmenschen Essad Pascha stand der sultantreue Hassan Riza ganz offenkundig im Wege. Am 30. Januar fiel er dem Dolchstoß eines Meuchelmörders zum Opfer.

Nach dem Bericht eines in Skutari mit eingeschlossenen italienischen Journalisten war Hassan Riza einer Einladung Essad Paschas zum Abendessen gefolgt. Die Quartiere der beiden lagen nicht weit voneinander entfernt. Gegen acht Uhr abends brach der Wali auf. Die paar Mann Bedeckung, die ihm der Gastgeber mitgeben wollte, ließ er zurück. Er nahm schließlich die Begleitung von Essads Adjutanten an, schickte ihn aber nahe vor seinem Hause wieder heim und ging allein durch die unbeleuchtete Straße weiter. Plötzlich sah er vor sich drei Schatten. Er rief sie an. Die Drei, wahrscheinlich Griechen oder Albaner, verstanden jedoch kein Türkisch und antworteten nicht. Der Wali ging weiter und ließ die verdächtigen Gestalten hinter sich; kaum hatte er ihnen den Rücken gewandt, als drei Schüsse fielen. Zwei trafen, davon einer in den Unterleib. Als man den Verwundeten aufnahm, wußte man bereits, daß es mit ihm zu Ende gehe. Nach fünf Stunden Todeskampfes starb er gegen zwei Uhr morgens. Ganz zuletzt bat er noch Essad Pascha, der gleich vielen Offizieren schleunigst an sein Lager geeilt war, für seine Familie zu sorgen. Er empfahl ihm besonders seinen Sohn, der von dem Meuchelmord nichts erfahren sollte. Man solle ihm sagen, sein Vater sei von einer



Zur Belagerung von Skutari.

feindlichen Kugel im Kampfe getroffen worden. Dann ließ Hassan Riza seine Umgebung schwören, daß sie das Vaterland bis zum letzten Blutstropfen verteidigen wollten. Er starb wie ein Held . . .

Am Bulär und an der Tschataldscha fanden um die gleiche Zeit eine Reihe hartnäckiger Einzelgefechte statt. Im allgemeinen aber warteten beide Parteien den Ablauf der großen Frostperiode ab, die bis anfangs März dauerte.

Die Belagerung Adrianopels dagegen machte endlich Fortschritte. Im Januar kämpften etwa 100 000 Mann vor der Stadt, von rund 30 000 Serben unterstützt. In den nächsten Wochen zog General Iwanow neue Reserven heran, so daß im ganzen gegen 150 000 Mann für den letzten Ansturm auf Adrianopel zur Verfügung standen. Für den Halbmond stritten an 50 000 Mann Besatzungstruppen. Ihre Zahl wurde von Schükri Pascha durch Aushebung waffenfähiger Einwohner schließlich um 15 000 erhöht. Doch wie sollte die ausgehungerte und verseuchte Feste einer fast dreifachen Überzahl auf die Dauer sich erwehren, zumal da auf den andern Kriegsschauplätzen nirgends ein Vormarsch der Türken zu verzeichnen war!

Die Bulgaren verstärkten ihre Artillerie und ließen die schwersten Belagerungsgeschütze auffahren. Am 24. März waren sie so weit, die Drahtzäune der Ostforts zerstören zu können. Ein Bajonettangriff der Infanterie folgte. Die bis 11 Meter hohen Forts wurden in der Nacht auf den 25. unter gräßlichen Blutopfern erstürmt. Vergeblich versuchten die Türken noch einen leidenschaftlichen Ausfall. In dem wüsten Handgemenge gingen ihnen mehr Kräfte verloren als dem Feind.

Dem amtlichen bulgarischen Bericht zufolge gingen die belagernden Fußtruppen beim Mondschein zum Bajonettangriff über. Nach sieben Uhr morgens fiel die gesamte Befestigungslinie in die Hände der Bulgaren, die unablässig die sich nach Nordwest zurückziehenden Türken verfolgten. Feldbatterien und Haubitzen unterhielten ein heftiges Feuer. Gegen neun Uhr wurde auch der nordwestliche Sektor der Festung genommen.

Schükri Pascha, der nunmehr einsah, daß die Situation hoffnungslos sei, gab den Auftrag, die Depots im südwestlichen Sektor in die Luft zu sprengen. Eine Stunde später befand sich der Feind bereits auf dem linken Ufer des Tundschaflusses.

Gegen Mittag ließ das Feuer auf der ganzen Linie nach. Im Südsektor dauerte der Kampf bis elf Uhr vormittags, am Westsektor bis mittags fort. Gegen ein Uhr nachmittags hörte das Feuer auch an den letzten Punkten

vollständig auf. Und bald hernach ergab sich Schükri Pascha dem General Iwanow.

Am 24. März, ein Uhr nachmittags, war der erste Signalschuß zum letzten Sturmangriff und am 26. zur gleichen Stunde der letzte Schuß abgegeben worden. Der erbitterte Strauß zwischen Belagerern und Belagerten,



Albanesischer Bey mit Gefolge.

der Todeskampf der türkischen Festung Adrianopel, hatte demnach volle 48 Stunden gewährt. Jetzt flatterte die bulgarische Fahne auf ihren Zinnen.

Die Verbündeten verloren 1200 Mann an Toten und Verwundeten. Dafür nahmen sie 14 Generale, ungefähr 2000 Offiziere und 60 000 Soldaten gefangen und erbeuteten 14 Fahnen und eine Menge Munition.

Die Eifersucht der Serben zeigte sich auch hier wieder. Zunächst schrieben sie sich den Löwenanteil an dem Sieg zu und behaupteten fälschlich, durch sie sei Schükri Pascha gefangen genommen worden. In Wirklichkeit aber war selbst

ihrer berühmten Timokdivision die leichteste Aufgabe bei der Belagerung zugefallen. Denn die Bulgaren wollten von vornherein nicht den Lorbeerkranz des Siegers mit jemand anderem teilen.

Schükri Pascha selbst wurde als Held und nicht eigentlich als Gefangener behandelt. Zar Ferdinand in Person gab ihm den ruhmvollen Degen unter dem Ausdruck größter Bewunderung zurück.



Türkisches Lager.

Mit der Eroberung Adrianopels war der Krieg endgültig entschieden. Denn nun hatten die Verbündeten nicht bloß einen wichtigen Stützpunkt mehr und die früher noch umstrittene Festung sicher in Händen, sondern sie bekamen außerdem, was das Wichtigste war, über 150 000 Mann frei. Diese konnten sie nun beliebig verwenden, vor allem vor der Tschataldscha, die so wirklich gefährdet war und den Türken, sofern sie nicht Frieden schlossen, jetzt doppelt zu schaffen geben drohte.





14. Kapitel.

Die Ermordung des Königs Georg von Griechenland und des Franziskanerpaters Palitsch. Die Übergabe Skutaris an die Montenegriner.

Der weitere Verlauf des Balkankriegs bewies, daß nicht nur Greueltaten an wehrlosen Kindern, Frauen und Greisen auf seiner Tagesordnung standen, sondern daß auch führende Persönlichkeiten nicht in ehrlichem Kampf, in offener Feldschlacht, sondern heimtückisch von Mörderhänden beseitigt wurden.

Den Untaten von Konstantinopel und Skutari, denen hervorragende Türken zum Opfer fielen, folgte am 18. März das Attentat auf König Georg von Griechenland in Saloniki.

Auf einem harmlosen Spaziergang durch die Straßen der eroberten Stadt ereilte den greisen, vom Schicksal ohnehin so oft geprüften Fürsten die Kugel eines geistesgestörten Lehrers griechischer Nationalität, der sich später im Kerker selbst den Tod gab. Der König hatte nur seinen Adjutanten bei sich. Zwei Soldaten eilten rasch herbei und brachten den Schwerverwundeten in einen Wagen, der ins nächste Spital gelenkt wurde. Allein bereits einige Minuten hernach verschied der König, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

An der politischen Lage änderte die Ermordung des Griechenkönigs nichts. Sein ältester Sohn Konstantin, der Sieger von Saloniki, bestieg den Thron ohne jede Schwierigkeit.

Noch scheußlicher als das geschilderte Verbrechen war jedoch ein anderes, das die Montenegriner einige Tage vorher, am 7. März, in Djakova begangen hatten.

Längst schon klagte man darüber, daß die orthodoxen Söhne der Schwarzen Berge Andersgläubige gewaltsam bekehrten und von den Albanern verlangten, entweder dem angestammten katholischen Glauben abzuschwören oder aber auf ihr Leben zu verzichten. Anläßlich einer solchen Massenzwangsbekehrung erlitt ein Mönch den Märtyrertod. Der authentische Bericht besagte:

Am 7. März vereinigte sich in und um Djakova herum die Soldateska mit fanatischen orthodoxen Geistlichen, um die Bevölkerung gewaltsam zum Übertritt vom katholischen zum orthodoxen Glauben zu zwingen.

Etwa 300 Personen, Männer, Frauen und Kinder, unter ihnen Pater Angelus Palitsch, ein 43jähriger Franziskaner albanischer Abkunft, in weitesten Kreisen der Bevölkerung hochgeachtet und beliebt, wurden mit Stricken gefesselt und unter Todesdrohung zum Übertritt aufgefordert.

Ein orthodoxer Pope zeigte auf die montenegrinischen Soldaten, die mit Gewehren bereitstanden, und sagte: „Entweder ihr unterschreibt, daß ihr hiemit zu unserm einzig wahren Glauben übergetreten seid oder diese militärischen Gottesstreiter werden eure Seelen in die Hölle befördern.“

Daraufhin unterzeichneten die Gefangenen den Bogen, auf dem die Übertrittserklärung zur orthodoxen Religion vorgeschrieben war.

Als letzter kam Pater Angelus an die Reihe, und er war der einzige, der die Stärke besaß, sich ruhig und würdevoll zu weigern, seinen Glauben zu verlassen.

Als Pater Angelus auf dreimalige Aufforderung und trotz des Flehens der zwangsweise übergetretenen Katholiken bei seiner Weigerung beharrte, spielte sich eine entsetzliche Szene ab, die man im zwanzigsten Jahrhundert in Europa nie und nimmer für möglich gehalten hätte.

Auf einen Wink der orthodoxen „Priester“ fielen die Soldaten über den Franziskaner her, rissen ihm das geistliche Gewand vom Körper und begannen mit den Gewehrkolben auf ihn einzuschlagen.

Pater Angelus stürzte mit mehreren Rippen- und Knochenbrüchen zu Boden, die orthodoxen Geistlichen geboten den Soldaten Einhalt und fragten den Schwerverletzten, ob er nunmehr übertreten wolle.

Und abermals schüttelte er das Haupt und sagte ruhig: „Nein, ich verlasse meinen Glauben nicht und breche nicht mein Gelübde.“



Einzug König Georgs von Griechenland in die eroberte Stadt Saloniki am 11. November.

Pater Angelus erlitt nun wieder zahllose Kolbenschläge, bis schließlich ein Soldat ihm mit einem Bajonettstich die Lunge durchbohrte und so dem Leben des Unglücklichen ein Ende bereitete.

Diese Schandtat mußte natürlich nicht nur im kirchlichen Rom, sondern auch in Wien als besondere Herausforderung empfunden werden, übte doch Österreich-Ungarn das Protektorat über alle Katholiken in der Türkei, vor allem die in Albanien aus.

Vergeblich protestierte die österreichisch-ungarische Regierung gegen dieses aller Zivilisation hohnsprechende Verbrechen. Vergeblich forderte sie



Stadt und Festung Skutari in Albanien.

von Montenegro, daß der Zivilbevölkerung in Skutari freier Abzug gewährt werde. Vergeblich verlangte sie Genugtuung wegen eines völkerrechtswidrigen, das Ansehen der Monarchie schädigenden Vorfalls im Hafen von San Giovanni di Medua. König Nikolaus lachte sich ins Fäustchen, denn er wußte in allem und jedem Rußland hinter sich. Und daß auch England indirekt den montenegrinischen Starrsinn bestärkte, sollte die Folgezeit beweisen.

Am 22. März ließen die europäischen Großmächte durch ihre Vertreter den Balkanstaaten eine gemeinsame Note überreichen, in der als Grundlage für die Friedensverhandlungen mit der Türkei nachstehende Sätze enthalten waren:

1. Die Grenzlinie zwischen der Türkei und Bulgarien führt von Midia nach Enos;
2. die Grenzen Albaniens werden von den Großmächten festgesetzt;
3. Griechenland erhält Kreta, über die Ägäischen Inseln werden die Großmächte entscheiden;
4. den verbündeten Staaten wird keine Kriegsentschädigung zuerkannt, dagegen werden ihre Abgesandten an den Verhandlungen über die Regelung der türkischen Staatsschuld teilnehmen;



Typus eines albanischen Bauerndorfes.

5. die Großmächte erklären gleichzeitig, daß von der Annahme dieser Grundlagen an die Feindseligkeiten aufhören müssen.

Ein Wort gab das andere. Die uneinigen Verbündeten haderten untereinander. Die Türkei wollte nicht nachgeben. Und der Spruch der Großmächte, die selbst wieder nur scheinbar zusammengingen, schreckte niemand. Doch kam wenigstens zwischen den kriegführenden Hauptmächten, der Türkei und Bulgarien, am 14. April ein zehntägiger Waffenstillstand zustande.

Die europäischen Großmächte taten aber auch gar nichts, um ihren Forderungen einen gehörigen Nachdruck zu verleihen. Denn die anfangs April vorgenommene Flottendemonstration und die Verhängung der Blockade über die Küste Montenegros war wirklich bloß ein Scheinmanöver. Einmal

schloß sich Rußland hiebei von vornherein aus. Zweitens dirigierte die Komödie ein Subjekt Greys, der Engländer Cecil Burney, als „Kommandierender der internationalen Flotte“ und drittens feuerte das ganze stolze Geschwader der europäischen Großmächte nicht einmal einen ernsthaften Schreckschuß auf Montenegro ab.

Indessen bereitete Essad Pascha Toptani, der immer eine mehr als zweifelhafte Rolle spielte, die Übergabe Skutaris vor. Unter welchen Umständen sie in der Tat erfolgte, konnte bisher noch nicht einwandfrei festgestellt werden. Doch dürfte die Mutmaßung richtig sein, daß der Kommandant selbst ganz bestimmte persönliche Absichten verfolgte, als er sich in Unterhandlungen einließ und die Sache der Türkei verriet.

Die Engländer verbreiteten eine andere Auffassung der Dinge. Aber wenigstens gaben sie, wie der „Daily Expreß“ zu, Skutari sei nicht durch Gewalt gefallen. Es gab keinen allgemeinen Frontangriff. Die Montenegriner erlitten keine schweren Verluste. Die gegenteilige Darstellung wurde in Cetinje den Zeitungskorrespondenten gegeben, damit Montenegro sagen könne, Skutari sei mit Waffengewalt genommen worden.

Nach der obigen englischen Quelle waren die Verhandlungen wegen der Übergabe Skutaris damals schon im Gange und das Übereinkommen sollte am 21. April unterzeichnet werden. Da erfuhr Essad Pascha zufällig, daß die Serben sich zurückgezogen hatten, und brach die Verhandlungen ab. General Vukotitsch teilte nun Essad Pascha mit, daß die Montenegriner die früheren Stellungen der Serben bereits besetzt hätten, und um dies glaubhaft zu machen, dirigierte er eines Nachts das Feuer seiner ganzen Artillerie auf Brditscha. Die Kriegslist glückte. Essad Pascha gewann den Eindruck, daß der Abzug der Serben die Montenegriner nicht geschwächt habe. Er nahm die Verhandlungen wieder auf und übergab die Stadt ohne Garnison und Geschütze, worauf er sich mit seinen Truppen nach Tirana zurückzog.

Hinter diese englische Darstellung möchten wir, wie gesagt, ein großes Fragezeichen machen. Essad Pascha mochte sich vielmehr damals schon mit dem abenteuerlichen Plane tragen, selbst Fürst von Albanien zu werden. Dann war es aber nur selbstverständlich, daß er einen billigen Ausgleich mit den Montenegrinern schloß, worin er ihnen einen Teil des Landes abtrat, das im übrigen er beherrschen wollte.

Jedenfalls hißten die Montenegriner am 23. April ihre Fahne über Skutari. Freilich sollten sie dieses Erfolges nicht froh werden. Denn die Stadt verblieb ihnen am Ende doch nicht.



Originalzeichnung von H. Zeillinger.

Einzug der Türken in das wiedereroberte Adrianopel.

Österreich-Ungarn konnte in seinem eigensten Interesse eine Erweiterung der russischen Machtsphäre am Adriatischen Meer unter keinen Umständen zugeben. Italien wollte sich trotz der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Herrscherhäusern in Rom und Cetinje seines Anrechts auf Albanien gleichfalls nicht begeben und sich noch einen dritten, ja vierten Rivalen neben Österreich-Ungarn und Griechenland auf den Hals hetzen. Es ging daher in diesem Fall unbedingt mit der Donaumonarchie, die wie immer so auch diesmal vom Deutschen Reich aufs kräftigste unterstützt wurde.



Essad Pascha,
Führer der albanischen Delegation nach
Potsdam und Neuwied.

England und Rußland suchten Italien für einen künftigen Krieg gegen die europäischen Zentralmächte zu gewinnen und alles zu vermeiden, den Dreibund aktionsfähig zu machen. Daher verzichteten sie lieber auf eine Besitzergreifung Skutaris durch die Montenegriner und redeten diesen nun selber zu, endgültig nachzugeben.

So kam endlich doch eine Verständigung auf dem Balkan zustande. Aber kein einheitlicher Siegerwille kommandierte den Frieden. Erschöpfte Kleinstaaten und Kabinettsintrigen europäischer Großmächte schlichteten den

Streit, allerdings nur scheinbar und für ganz kurze Zeit. Das bewiesen die nächsten Ereignisse vollauf.

Wie in diplomatischen Kreisen verlautete, soll der russische Gesandte in Cetinje dem König Nikolaus eine direkte Mitteilung des Zaren überbracht haben, die eine Antwort auf ein Handschreiben des Königs war, man möge in Petersburg den Fall Skutari entscheiden.

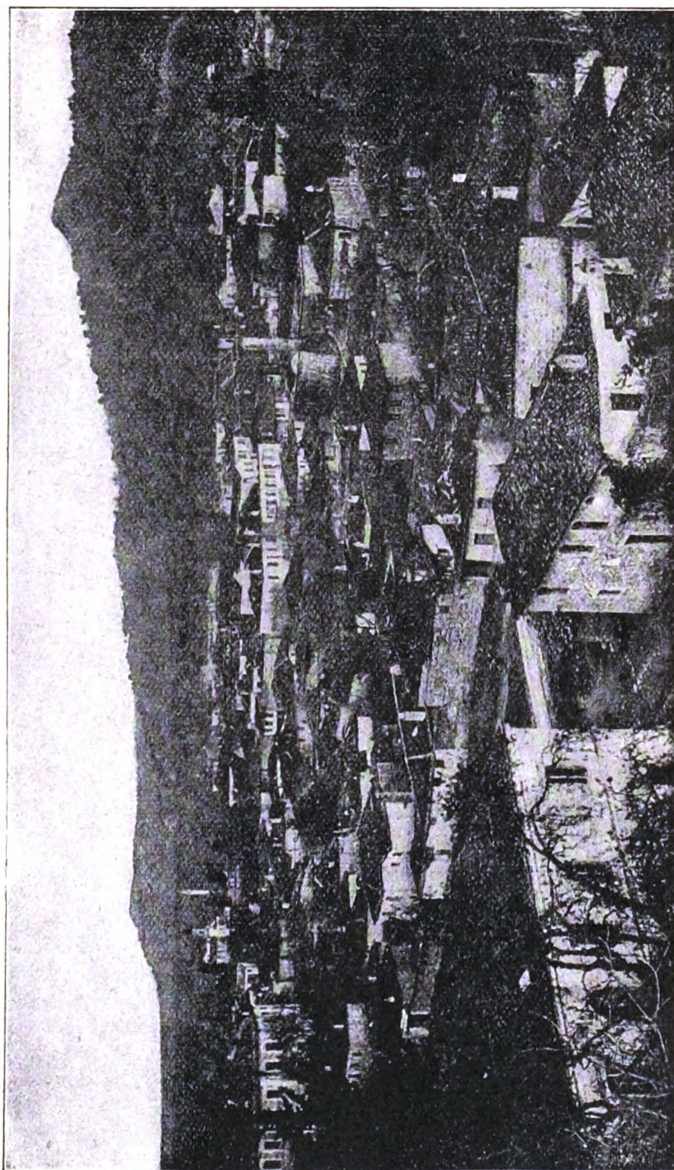
Die Schritte der Gesandten von Rußland, England und Frankreich, sowie die freundschaftlichen neuerlichen Ratschläge Bulgariens und Serbiens, welche die Unmöglichkeit einer militärischen Hilfe dieser beiden Länder bei einem österreichisch-montenegrinischen Konflikt betonten, veranlaßten den



Albanische Frauen.

König, einen außerordentlichen Kronrat in den Konak zu berufen, an dem die Minister, die Prinzen und einige höhere Generäle teilnahmen. Kurz vorher hatte Erbprinz Danilo eine Unterredung mit dem deutschen Gesandten. Es kam zu erregten Auseinandersetzungen, da man sich in Cetinje von den bisherigen guten Freunden verlassen und verraten wähnte. Nur mit Mühe gelang es schließlich dem persönlichen Einfluß des Königs einerseits die Kriegspartei im Lande zu bändigen, anderseits eine drohende Empörung gegen sein Haus rechtzeitig im Keime zu unterdrücken.

Am 14. Mai meldete der Draht aus der montenegrinischen Hauptstadt selbst, in Skutari seien die von den Großmächten entsandten internationalen Truppen unter dem Kommando des britischen Admirals Burney eingerückt.



Die albanische Stadt Valona.

Diese Truppen, die bis zur endgültigen Lösung der albanischen Frage im Land zu verbleiben hatten, besetzten sofort die öffentlichen Gebäude und übernahmen den Ordnungsdienst.

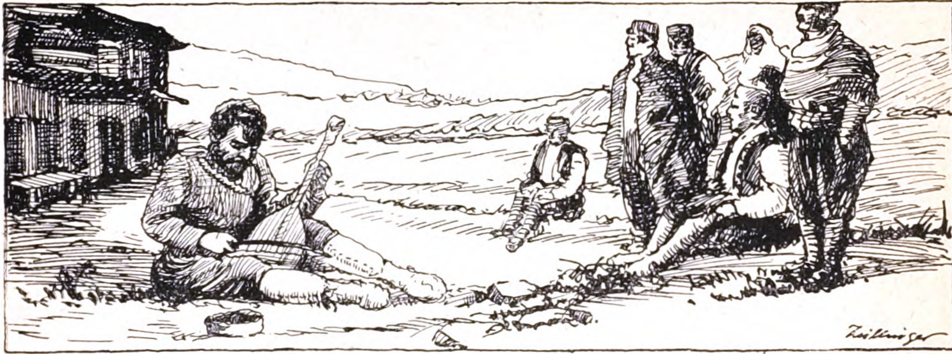


Türkischer Wachtposten.

Eine montenegrinische Abteilung erwies dem Admiral bei dessen Einzug die militärischen Ehren und verließ hierauf die Stadt. Die internationale Blockade wurde sofort aufgehoben.

Gleichzeitig tagten die Friedensunterhändler in London. Alles drängte nunmehr auf eine rasche Entscheidung.





15. Kapitel.

Der Friede von London. Das Fürstentum Albanien.

Außer der Lösung der albanischen Frage hatten die Großmächte noch eine Schwierigkeit zu überwinden, die Ansprüche Rumäniens, das nicht umsonst neutral geblieben sein wollte.

Sowohl Rumänien wie auch Bulgarien wandte sich nach Petersburg, damit dort ihre Streitigkeiten ausgetragen würden. Der Zar mußte sich geschmeichelt fühlen. Endlich hatte er den Kaisern in Wien und Berlin den Rang abgelaufen. Er war Schiedsrichter auf dem Balkan.

Zu den Beratungen in Petersburg wurden natürlich auch die Vertreter der übrigen Mächte beigezogen. Schließlich kam folgendes Ergebnis zustande:

1. Die Stadt Silistra wird mit einer Umgebung von drei Kilometern dem Königreich Rumänien überlassen;
2. Rumänien hat das Recht, rumänische Schulen und Kirchen in Mazedonien zu unterhalten;
3. Rumänien steht es frei, seine Grenze gegen Bulgarien zu befestigen, während Bulgarien dies untersagt ist;
4. Rumänien gibt den Einwohnern, welche die Stadt Silistria verlassen wollen, eine Entschädigung. Diese Entschädigung wird von einer aus Bulgaren und Rumänen zusammengesetzten gemischten Kommission festgestellt werden.

So hatte Rumänien auf friedlichem Weg eine schöne Eroberung gemacht und wertvolle Zugeständnisse erhalten. Die Donaufeste Silistria, in der Ge-

schichte Osteuropas durch die Belagerungen von 1828 bis 1829 und 1854 bekannt, war bis 1878 türkisch, dann bulgarisch gewesen und beherbergte zur Zeit ihres Überganges in rumänischen Besitz über 12 000 Einwohner.



Fürst Wilhelm von Albanien
in der neuen albanischen Uniform.

Auch Österreich-Ungarn machte eine, wenn auch kleinwinzige Eroberung. Es besetzte die Donauinsel Ada Kaleh oder Neu-Orsowa, hart am Zusammenfluß der ungarischen, serbischen und rumänischen Grenze gelegen. Das Eiland ist gegen zwei Kilometer lang, einen halben Kilometer breit und ganz flach. Die Einwohner haben die Tracht der Türkenzeit und bekennen sich zur



Die von den Serben eingenommene Hauptstadt des türkisch-mazedon. Wilajets Monastir.

mohammedanischen Religion, sprechen aber alle Serbisch. Da sie seit 1878 unter ungarischer Verwaltung standen, so bedeutete die offizielle Besitzergreifung dieses Gebiets keine eigentliche Änderung.

Die Diplomaten hatten in diesen Wochen wieder viel zu tun. Endlich am 30. Mai mittags wurde in London der Friedensvertrag unterzeichnet. Es handelte sich zunächst um den sogenannten Präliminar- oder Vorfrieden. Nach Erledigung weiterer Formalitäten kam es bald hernach zur offiziellen Bestätigung durch die einzelnen Regierungsvertreter. Der erste Balkankrieg war zu Ende.

Wir geben im folgenden den Wortlaut des Londoner Friedensvertrags wieder:

Artikel 1. Vom Tage des Austausches der Ratifikationen des gegenwärtigen Vertrages besteht Frieden und Freundschaft zwischen Seiner Kaiserlichen Majestät dem Sultan der Türkei einerseits und Ihren Majestäten den verbündeten Souveränen anderseits, ebenso wie zwischen ihren Erben und Nachfolgern, ihren Staaten und ihren Untertanen auf immerwährende Zeiten.

Artikel 2. Seine Kaiserliche Majestät der Sultan tritt Ihren Majestäten den verbündeten Souveränen alle Gebiete seines Reiches auf dem europäischen Kontinent ab westlich der Linie, gezogen von Enos am Ägäischen Meer bis Midia am Schwarzen Meer, mit Ausnahme von Albanien. Die genaue Linie der Grenze von Enos nach Midia wird festgesetzt von einer Kommission.

Artikel 3. Seine Kaiserliche Majestät der Sultan und Ihre Majestäten die verbündeten Souveräne erklären, die Sorge um die Festsetzung der Grenzen Albaniens und um alle anderen Albanien betreffenden Fragen Seiner Majestät dem deutschen Kaiser, Seiner Majestät dem Kaiser von Österreich und apostolischen König von Ungarn, dem Herrn Präsidenten der französischen Republik, Seiner Majestät dem König von Großbritannien und Irland, Seiner Majestät dem König von Italien und Seiner Majestät dem Herrscher aller Reußen zu überlassen.

Artikel 4. Seine Kaiserliche Majestät der Sultan erklärt an Ihre Majestäten die verbündeten Souveräne die Insel Kreta abzutreten und zu ihren Gunsten zu verzichten auf alle Souveränitäts- und andere Rechte, die er auf der Insel besaß.

Artikel 5. Seine Kaiserliche Majestät der Sultan und Ihre Majestäten die verbündeten Souveräne erklären, die Bestimmungen über das Los der türkischen Inseln im Ägäischen Meer (ausgenommen die Insel Kreta) und der Halbinsel Athos Seiner Majestät dem deutschen Kaiser, Seiner Majestät dem



Die türkische Stadt Prizrend.

Kaiser von Österreich-Ungarn und apostolischen König von Ungarn, dem Herrn Präsidenten der französischen Republik, Seiner Majestät dem König von Großbritannien und Irland, Seiner Majestät dem König von Italien und Seiner Majestät dem Herrscher aller Reußen zu überlassen.

Artikel 6. Seine Kaiserliche Majestät der Sultan und Ihre Majestäten die verbündeten Souveräne erklären, die Regelung der finanziellen Fragen, die dem nun zu Ende gehenden Krieg und den obenerwähnten Gebiets-



Albanische Abordnung in Erwartung des Fürsteneinzuges.

abtrennungen entspringen, der nach Paris einberufenen Finanzkommission, zu der sie ihre Vertreter entsendet haben, zu überlassen.

Artikel 7. Die Fragen betreffs der Kriegsgefangenen, der Jurisdiktion, der Nationalität und des Handels werden durch besondere Übereinkommen geregelt.

Dieses hochoffizielle Aktenstück im üblichen Diplomatenvertragsstil abgefaßt — die Reihenfolge der Staaten entspricht der Reihenfolge ihrer Namen in französischer Übersetzung — setzte also noch eine Reihe weiterer Verhandlungen voraus. Doch diese berührten bloß Einzelfragen. Im allgemeinen war man einig. Die Türkei verzichtete auf den größten Teil ihres

Besitzes in Europa und stützte sich fortan mehr als je zuvor auf ihr großes asiatisches Hinterland.

Große Arbeit verursachte noch die Abgrenzung und Einrichtung des neugeschaffenen Fürstentums Albanien, um das sich vor allem Österreich-Ungarn in selbstlosester Weise unter größten Geld- und andern Opfern bemühte. Auch die Wahl des Fürsten war nicht leicht.

Endlich entschlossen sich alle beteiligten Faktoren, dem Neffen der Königin von Rumänien, Wilhelm Prinz von Wied, Land und Krone von

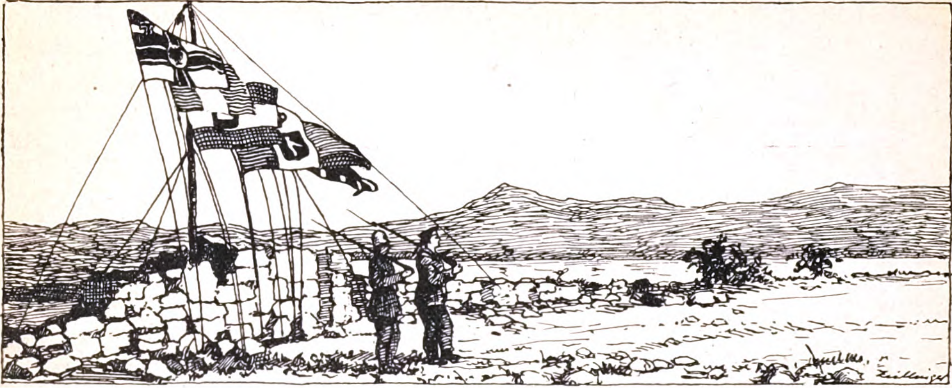


Der Hafen Durazzo am Adriatischen Meer.

Albanien anzubieten. Der Erwählte, geboren 1876 zu Neuwied, war mit Sophie Prinzessin von Schönburg-Waldenburg verheiratet und stand als Rittmeister und Eskadronschef beim 3. Garde-Ulanen-Regiment in Potsdam.

Fürst Wilhelm übernahm voll Hingebung und Begeisterung die neue Aufgabe und schlug in der Folge in Durazzo seine Residenz auf. Doch konnte er der zerrütteten Verhältnisse nicht Herr werden und verließ daher bald nach Ausbruch des großen Völkerkriegs 1914 die ungastliche Fremde, die ihn nur als Eindringling betrachtete, für immer.





Internationale Wache auf dem Tarabesch (Skutari).

16. Kapitel.

Der Julifeldzug 1913 und der Friede von Bukarest.

Die große Uneinigkeit der Verbündeten, von der bereits früher mehrmals die Rede war, führte zu Beginn des Sommers zu neuen Feindseligkeiten, und zwar richteten sich diese diesmal gegen die Bulgaren, denen man den Löwenanteil am Sieg nicht vergönnte.

Der zweite Balkankrieg währte nur kurze Zeit, den Monat Juli, aber er wurde gleichfalls mit großer Erbitterung geführt, bis die allseitige Erschöpfung zum Frieden führte, der jetzt nicht jenseits des Kanals, sondern auf dem Balkan selbst, in Bukarest zustande kam.

Einen sehr guten Einblick in die Ereignisse der blutigen Wochen gewährt uns das Buch eines deutschen Arztes: „Im Julifeldzug 1913 auf dem Balkan" von Ludwig Schliep (Berlin 1914), das wir im folgenden heranziehen.

Wenn der erste Balkankrieg gegen die Türken im Winter 1912/13 ein Volkskrieg war, an dem alle Schichten der serbischen Bevölkerung mit Fanatismus teilnahmen, so war das beim Julifeldzug 1913 in Serbien ganz anders. Dieser war den Serben nicht sympathisch: Denn er galt als Bruderkrieg, und zudem wußte niemand, wie er ausgehen würde. Ja nicht einmal eine Vermutung war am Platze, überschätzte doch jedermann die Macht der bulgarischen Armee und die Genialität ihrer Leitung.

Bulgarien stellte fünf Armeekorps auf: Das erste im Norden, das zweite im Süden, das dritte, vierte und fünfte in der Mitte des Balkankriegsschauplatzes mit der Bestimmung, die Entscheidungsschlacht herbeizuführen.

Der Kampf nahm seinen Anfang mit einem Gefecht bei Stip am 30. Juni. Rumänien und die Türkei verhielten sich damals noch vollkommen ruhig. Die Griechen dagegen planten eine Verbindung mit den Serben, deren Hauptaugenmerk auf Mazedonien gerichtet war. Um dieses den Türken entrissene Land drehte sich eigentlich der ganze Streit. Wem sollte es zufallen: Bulgarien oder Serbien? Die Waffen gaben jetzt Antwort.

Ein paar Tage später griffen auch die Rumänen ein. Ihre Truppen überschritten einfach die Grenze und besetzten, ohne besonderen Widerstand zu



Niederlage der Bulgaren im neuen Balkankriege: Die ersten bulgarischen Gefangenen in Belgrad.

finden, sämtliche Landstriche, die in Mazedonien von Rumänen bewohnt waren.

Auch sonst ließ sich der Krieg für die neuen Verbündeten gut an. Auf dem berühmten Amselfelde kämpften die Serben unter Bojo Jankowitsch tapfer und glücklich. Sie rückten bereits auf Egri-Palanka und Küstendil vor, um den Weg nach Sofia zu nehmen. Die Griechen wieder am untern Wardar und Strumna marschierten auf Dschumaja los. Die Türken rührten sich gleichfalls und besetzten Adrianopel.

Am 17. Juli setzte die Hauptschlacht ein. Die Bulgaren hatten trotz heldenmütigen Widerstandes die Berge von Küstendil aufsuchen müssen, um

dort Deckung zu suchen und ihre Hauptstadt Sofia vor dem Ansturm der Feinde zu schützen. Um diese Berge, den Cerni-Kamen (Schwarzen Felsen) und die Grlenschen Stellungen entbrannte nun ein letztes Ringen. Von der linken Seite her kam die erste Armee des serbischen Kronprinzen; am rechten Flügel befanden sich die Griechen. Die dritte serbische Armee unter Bojo Jankowitsch sollte die fünf steil aufsteigenden Hügel forcieren und damit den Weg auf Küstendil erzwingen. Zur Linken führte in großen Schlangenwegen steil aufwärts über das Gebirge hinweg die gut gebaute Straße nach Küstendil. Vorn in der Ebene floß der Fluß, die kleine Dragobraschta, dahinter hügeliges Gelände, jedoch derart, daß meist ein Hügel nicht in unmittelbarem Anstieg zum nächsthöheren führte, sondern dazwischenliegende kleine Flußtäler den Angriff ungemein erschwerten.

32 serbische Geschütze feuerten ununterbrochen, serbische Infanterie grub sich in Laufgräben langsam an den Feind heran. Gegenüber auf den Bergen schoß die bulgarische Artillerie ihre Bomben und Granaten.

Es war ein Höllenkonzert, das da seinen Anfang nahm; das merkwürdige Pfeifen der Geschosse mischte sich mit dem Donner der Kanonen. Die Luft zitterte förmlich.

Die Bulgaren hatten es auf die Straße abgesehen, die über die Berge nach Küstendil führte. Sie mußten annehmen, daß es nur auf diesem Wege den Serben möglich war, Munition und Geschütze hinaufzuschaffen.

Schliep, als Augenzeuge, gibt ein anschauliches Bild des leidenschaftlichen Kampfes: Es ist ein eigenartiges Abendlied, das die Artillerie singt; die Feuergarben aus den Geschützen, das merkwürdige Zischen fliegender Geschosse, wie Leuchtkugeln hellstrahlend im weißen Licht zerplatzende Schrapnells und Granaten, das ist jeden Abend der artilleristische Auftakt zum nächtlichen bulgarischen Infanterieangriff. So versucht der Feind am Tage verlorene Stellungen auf den Höhen des Schwarzen Felsens zurückzugewinnen. Aber auch am Tage sind die Feuergarben aus den serbischen und bulgarischen Geschützen sichtbar. Furchtbar ist die Wirkung einer Granate. Steine und Schutt fliegen auf, eine riesige Staubwolke wirbelt empor. Das Loch im Erdboden mißt sechs Meter im Umkreis und zwei Meter tief. Wehe den Menschen, die in der Nähe standen. Sie liegen alle zerschmettert und zerstückelt gleich blutigen Fetzen umher.

Die große Schlacht endete mit einer Niederlage der Bulgaren. Sie mußten, ob sie wollten oder nicht, Frieden schließen.

Am 30. Juli mittags fing man zu verhandeln an. Am 11. August wurde in Bukarest der Friede definitiv unterzeichnet.

Bulgarien trat an die Rumänen Silistria und ein Gebiet von etwa 6000 Quadratkilometer ab. Zugunsten Serbiens und Griechenlands verzichtete es ferner auf den größten Teil Mazedoniens. Doch betrug sein Gebietszuwachs, obwohl es im Separatfrieden von Konstantinopel (29. September) noch Adrianopel und einen Teil des eroberten Gebiets von Thrazien an die Türken verlor, immerhin noch etwa 34 000 Quadratkilometer.

Doch was bedeutete das gegenüber den gewaltigen Opfern an Blut und Geld, die Bulgarien bis an den Rand des Abgrundes gebracht, es völlig aufgezehrt und um Jahrzehnte seiner Entwicklung zurückgeworfen hatte?

Murrend und verbittert zog sich Bulgarien vom Schauplatz seiner Kämpfe und Siege zurück. Nicht gegen die Türken war fortan sein Haß gerichtet, sondern gegen die beutegierigen „christlichen“ Nachbarn Serbien und Griechenland.

Die Balkanfrage war also wieder nicht gelöst, nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Und so glomm der Aschenrest auf dem Balkan weiter, bis er ein Jahr hernach zum Weltbrand ausschlug.

